

Christian Eschweiler
- Der Deutschlehrer -



Schulköstliches

- gelehrt und gelernt -

mit einem schillernden Vorwort

Ein schillerndes Vorwort

Als ich Hann Trier, meinen erklärten Lieblingsmaler, einmal fragte, wo er seine großformatigen Gemälde deponiere, wenn sie nicht gerade in einer Ausstellung hingen, entlarvte er umgehend meinen geheimen Wunsch mit der direkten Gegenfrage: „Wieso? Wollen Sie eins verwahren?“ Daraufhin zeigte ich ihm die leere Altarwand unserer neuen Kollegskirche. Ein gutes Jahr später hatte der Künstler das großartige Bild „Golgatha“ für sie geschaffen, das seither als Dauerleihgabe den Innenraum eindrucksvoll aufwertet. – Bei seinem ersten Besuch aber entdeckte uns einer meiner neuen Sextaner, stürmte zu meiner Begrüßung heran, doch ich verwies ihn zuerst auf Hann Trier, den ich den größten Maler des Jahrhunderts nannte. Das verfehlte seine Wirkung nicht. Der Kleine blieb ehrfurchtsvoll stehen, und Hann Trier reichte ihm über die Kühlerhaube meines Autos hinweg seine Hand mit der Begründung, er habe einen sehr langen Arm. Als wir dann das Auto bestiegen, um zur Stella, dem Schloss im Kollegspark, zu fahren, meinte der Junge anmerken zu müssen: „Die kleine Strecke kann man doch zu Fuß gehen.“ Während ich mich auf mein Gewicht und mein Alter herausredete, verwies Hann Trier auf seine viel zu kurzen Beine. Die Retourkutsche kam prompt: „Das macht nichts, dafür haben Sie ja den sehr langen Arm.“ Die unbekümmerte und herzerfrischende Schlagfertigkeit eines zehnjährigen Knaben erfreute uns beide. Dabei fiel Hann Trier eine Verlegenheit ein, in die er in England geraten war, als er sich nach Beuys erkundigen wollte. Sein Gesprächspartner begriff erst nach einer Weile, dass es nicht um boys, also Knaben, gehe, sondern um den deutschen Happening-Künstler.

In eine ähnliche Verlegenheit wurde ich durch meine Primaner gebracht, als das Thema Koedukation sich auch in unserer Jungenschule immer mehr zuspitzte. Zunächst wurde in der Oberstufe für einige Fächer mit einer benachbarten Mädchenschule eine gewisse Kooperation vereinbart. Als während einer Pause meines Literaturunterrichts einige dieser Damen an unserer offen stehenden Tür vorbeigingen, entfachte ich die Diskussion. Das war in der Zeit, in der ein hoch angesehener, deutscher Viersterne-General durch einen äußerst zwielichtigen homophilen Doppelläufer in übelste Verdächtigungen geraten war. Nachdem auch ich meinen Standpunkt in der koedukativen Problematik dargelegt hatte, schloss ich mit dem Bekenntnis: „Wenn Sie mich persönlich fragen, bin ich mit Lust Lehrer an einer Jungenschule geworden.“ „Also sozusagen Viersterne-Lehrer!“ hieß postwendend die pointierte Antwort.

Obwohl ich überzeugt bin, dass mein Literaturunterricht durch die Mitwirkung von Mädchen eine große Bereicherung erfahren hätte, bin ich ebenso sicher, dass der Umgangston ein anderer gewesen wäre. Das bitte ich bei meinen Ausführungen zu berücksichtigen. Mir selbst wurde das einmal in der ersten Pflugschaftssitzung einer neuen Sexta bewusst, als sich gleich zu Beginn eine mir völlig unbekannte Mutter zu Wort meldete, um mich – bevor ich überhaupt irgendetwas gesagt hatte – energisch in meine Schranken zu verweisen: „Wir, denn ich glaube im Namen einiger Mütter zu sprechen, wären Ihnen sehr dankbar, wenn es Ihnen gelänge, an dem heutigen Abend Ihre Ihnen selbst wohl unbewusste Frauenfeindlichkeit unter Kontrolle zu bringen.“ Mir verschlug es den Atem, denn davon hatte ich wirklich noch nichts bemerkt. Im-

merhin war ich einigermaßen glücklich verheiratet, und es gab zweifellos Frauen, die mir gefielen. Deshalb sagte ich halbwegs konsterniert: „Es tut mir leid, gnädige Frau, aber ich sehe mich völlig außer Stande, Ihnen geistig zu folgen.“ „Dann werde ich konkret.“ „Ich bitte darum.“ „Warum dürfen die Väter zu Ihnen kommen, aber nicht die Mütter?“ „Wie bitte?“ „Mein Sohn kam nach Hause und sagte, der Eschi hat getobt und uns eingeschärft: >Haltet mir bloß mindestens acht Wochen Eure Mütter vom Hals!<“ Mir fiel es wie Schuppen von den Augen. Natürlich hörte ich meine Worte, aber ich hatte den Ausdruck Pars pro toto gebraucht, denn über neunzig Prozent meiner Schülereltern-Besuche werden von Müttern wahrgenommen. Meine nachträgliche Inquisition ergab, die Dame war Psychoanalytikerin. Dem Besuch in ihrer Praxis konnte ich durch größere künftige Vorsicht entgehen.

Meine Aufzeichnungen umfassen den Zeitraum von 1959 bis 1994. Sie erwähnen über siebzig Personen, die mir fast alle noch namentlich in Erinnerung geblieben sind. Sie werden sich selbst mühelos aus den Zusammenhängen heraus wieder erkennen, denn ich habe nur nachgezeichnet, aber nichts erfunden.

April – Mai 2008

Schulköstliches
- gelehrt und gelernt –

Wer für den Lehrerberuf etwas taugt, also Kinder liebt, gerecht ist und ein fachliches Anliegen hat, wird schnell die unbekümmerte Zutraulichkeit seiner Schüler gewinnen. Natürlich muss er auch begeistern können, aber immer zugleich für geordnete Spielregeln und unbezweifelte Autorität sorgen. Das sind die unabdingbar notwendigen Voraussetzungen, für die der Lehrer dann an der wunderbaren Welt wieder teilhaben darf, die in der Dichtung oft das goldene Zeitalter der Kindheit genannt wird.

Es ist ganz gewiss keine heile Welt, denn alle menschlichen Eigenschaften, Tugenden und Untugenden, sind bereits vorhanden und werden gelebt. Aber sie sind noch einfacher regierbar und durch die anerkannte Autorität eines geliebten Lehrers leichter zu steuern. Der erfahrene Fachmann ist dabei sicher begünstigt, und der Anfänger wird einiges Lehrgeld zahlen müssen, denn Schüler wittern Schwächen und kleinste Unsicherheiten des Lehrers mit der Zuverlässigkeit, mit der ein Seismograph das Erdbeben registriert.

Mein erstes Referendarjahr bescherte mir gleich ein großartiges Vorbild. Es war der engagierte Direktor der Schule, ein lebhaft-temperamentvoller Erzähler. Gerade hatte er den irdischen Seitensprung des Göttervaters Zeus dargestellt, der daraufhin dem nächstgeborenen Perseus-enkel in glücklichem Vaterstolz eine verheißungsvolle Zukunft voraussagte, als seine Gemahlin Hera – sie war immerhin die Beschützerin der Ehe und Familie – diese vollmundige Versprechung hintertrieb, indem sie einem

anderen zur Frühgeburt verhalf. Der kam dann – wie der Direktor sich ausdrückte – sozusagen vorwitzig als Siebenmonatskind zur Welt. Prompt unterbrach ein Schüler und fragte: „Was ist ein Siebenmonatskind?“ Und nun schlug die Stunde der Pädagogik! Indem er mir zuzwinkerte, begann er: „Ich habe mich immer gefragt, August, warum bist Du so klein geblieben? Zugegeben, als kleiner Junge habe ich schon mal heimlich an den Schnäpschen meines Vaters genippt; ich habe auch einmal sogar eine seiner Zigarren geraucht. Aber das ist sicher nicht der Grund. Ich glaube vielmehr, ich bin bestimmt ein Siebenmonatskind.“ Die Klasse schwieg beeindruckt, doch einer meldete sich: „Das glaube ich nicht“, und auf die Gegenfrage: „Warum denn nicht?“ antwortete der Elfjährige ernst und bedächtig: „Dafür sind Sie eigentlich viel zu schlau.“ Davon waren allerdings nun alle überzeugt, und der Unterricht ging weiter.

Schließlich durfte und musste auch ich eine Sage erzählen. Natürlich pickte ich mir eine Rosine heraus, übte und pointierte ebenso gewissenhaft wie dramatisch. Außerdem hatte ich alle Vorteile des Neuen. Kaum hatte ich geendet, schnellte auch schon ein Finger hoch, aber der Schüler wandte sich nicht an mich, sondern drehte sich um und sagte spontan zu dem in der letzten Bank sitzenden Direktor: „Der Herr Eschweiler erzählt noch besser und spannender als Sie.“ Während mir vor Verlegenheit der Atem stockte, befreite mich bereits seine Stimme mit den Worten: „Haben Sie das gehört? Sie müssen ebenfalls Direktor werden.“

Die nachhaltigen Erlebnisse und Eindrücke meiner ersten Gehversuche in der Schule haben mich bleibend und

richtungweisend begleitet. Das breit gefächerte und vielseitige Spannungsfeld antiker Sagen gehörte seither zur ergiebigen Stoffquelle meines Deutschunterrichts, also für spannende mündliche und schriftliche Nacherzählungen, vor allem aber für aufregende Aufsatzthemen.

Eines Tages hatte ich die beklemmende Atmosphäre der zwölf griechischen Helden im Bauch des trojanischen Pferdes beschworen. Luft bekam man nur durch schmale Ritzen im Holz. Trotz der schweren Bewaffnung mit Schwert, Speer und Schild und der metallenen Rüstung mit Helm, Brustpanzer, der Arm- und Beinschienen durfte kein Geräusch verursacht werden. Schließlich musste noch die Angst überwunden werden, als der Priester verlangte, das bedrohliche hölzerne Ungetüm zu verbrennen. – Aber wie wunderbar ist dann die Belohnung, wenn man in dem sich anschließenden Klassenaufsatz „Bange Stunden im Bauch des trojanischen Pferdes“ die lebendige und zeitnahe Formulierung liest: „Ajax verlor die Nerven und wollte schon aussteigen, aber zum Glück hatte ich noch drei Mars bei mir, denn Mars bringt verbrauchte Energie sofort zurück.“

Ein anderes Mal galt es, in der Schlacht von Marathon die erdrückende Übermacht der Perser zu bezwingen. Unser junger Held hatte wie ein Berserker unter den Feinden gewütet, bis er schließlich selbst erschöpft an einem Baum zu Boden sank. Doch gerade in diesem Augenblick stürmte einer der mächtigsten Perser auf ihn zu und holte mit seiner Axt zu einem erbarmungslosen Vernichtungsschlag aus. Nur durch seinen Reflex wich der Ermattete dem Schlag aus, sodass die Axt mit voller Wucht in den Baumstamm drang. Während der Perser

sich vergeblich abmühte, seine Waffe wieder herauszu-
ziehen, nutzte unser erschlaffter Held die Gelegenheit,
ihn mit letzter Kraft von unten zu durchbohren. Spürbar
erleichtert von dem lebensbedrohenden Schock schloss
der Aufsatz mit den versöhnenden Worten: „Heute steht
der Baumstumpf mit der noch immer eingeklemmten Axt
als Souvenir in meinem Vorgarten.“

Übermäßige Kraft prägt auch eine einmalige Erfahrung,
die ich im ersten Referendarjahr machen musste, die aber
so nachhaltig blieb, dass sie mich vor jeglicher Wieder-
holung bewahrte.

Nach der Beendigung einer Unterrichtsreihe verabschie-
dete ich mich von einer Klasse, einer Quarta, in der ich
mich eigentlich sehr wohl gefühlt hatte. Bei aller Liebe
ist natürlich auch ein Lehrer nicht dagegen gefeit, den
einen oder anderen Schüler einfach unsympathisch zu
finden. In diesem Fall handelte es sich um einen Fünf-
zehnjährigen, der schon zweimal sitzen geblieben war,
aber wegen seiner körperlichen Überlegenheit den drei-
zehnjährigen Mitschülern offenbar so imponierte, dass
sie ihn sogar zum Klassensprecher gewählt hatten. An
meinem Unterricht hatte er desinteressiert und demons-
trativ gelangweilt teilgenommen, was ich bei meinem
Abschied nicht unerwähnt lassen wollte. Ich äußerte des-
halb den Wunsch, einmal die Gelegenheit zu bekommen,
ihn aufs Kreuz zu werfen. In meiner Verärgerung ent-
lehnte ich diesen Ausdruck der Ringersprache, die durch-
aus meiner Gefühlslage entsprach und die ich deshalb
beherrschte, weil ich vorübergehend Mitglied in einem
Athletenclub gewesen war. Zu meiner größten Verblüf-
fung aber erhob sich der Schüler aus seiner offenbar für
ihn reservierten letzten Bank und kam langsam mit den

Worten: „Das können Sie sofort haben“, auf mich zu. Lächelnd packte er mich bei den Hüften und stemmte mich mit einer ungeahnten Bärenkraft mühelos in die Höhe. Das Gefühl, vom Boden abzuheben und einen Meter über sich hinauszuwachsen, um dann hilflos die Balance zu halten und einigermaßen die Würde zu bewahren, ist einfach unbeschreiblich. Angesichts der mich atemlos anstarrenden Schüleraugen schoss es mir blitzschnell durch den Kopf: Wenn er dich herunterlässt – und irgendwann muss er ja ermüden – und du nur die geringste Bodenberührung bekommst, setzt du zu einem klassischen Hüftzug an und schmetterst ihn in hohem Bogen mit rücksichtslosester Gewalt auf die Bretter. Als dieser Plan tatsächlich gelang, stieß die Klasse einen ohrenbetäubenden Befreiungsschrei wie aus einem Munde aus, während ich meinem offensichtlich überrumpelten und geschockten Widerpart umgehend die Hand zur Versöhnung anbot, die er auch Gott sei Dank ergriff. Zum Glück war nichts Schlimmeres passiert, aber der Schreck war mir so tief in die Glieder gefahren, dass ich seither nie wieder auch nur eine annähernd ähnliche Situation provoziert habe. – Aber vielleicht hat sie mich unbewusst zu einem meiner beliebtesten Aufsatzthemen inspiriert:

„Das hätte mir nicht passieren dürfen“

Für dieses Thema durfte man sich in alles verwandeln. Einer war der Star des Zirkus, der berühmte schwarze Panther, der bei der Premiere den Sprung durch den brennenden Reif verfehlte und trostlos im Sand der Arena landete. Mein kleiner Sextaner schlüpfte in die Rolle einer Hündin namens Nancy, und sein Klassenaufsatz ist ein Musterbeispiel für die lückenlos geschlossene, fraglos

heile Fantasiewelt eines Kindes. Während die überraschten Eltern glaubten, vor ihrem Sohn alles verborgen und geheim gehalten zu haben, genügte ihm ein paar zufällig aufgeschnappte Bruchstücke, um sich daraus eine für ihn stimmige Geschichte zusammensetzen. Dem Thema gab er den Untertitel:

„Nancy erzählt von einem aufregenden Erlebnis“

Es war an einem Samstagabend, dass sich ein anderer Hund mit mir angefreundet hatte. Er war ein schöner Bursche, und ich sah ihn gern. Aber da die Zeit da war, in der ich Junge bekommen konnte, ließ Herrchen mich nicht hinaus. Doch ich entwichte ihm ein paar Mal, denn ich verspürte immer so komische Geräusche im Leib. Als ich diesmal nach Hause kam, hatte ich ein Gefühl, als wenn sich mein Leib öffnen würde. Und schon sah ich zwei putzige kleine Junge. Ich leckte sie und bellte laut vor Freude. Herrchen kam und nahm mir die Jungen weg. Er wusste sofort, dass es keine Reinrassigen waren. Er fuhr mit ihnen zum Arzt und ließ sie töten. Später bekam ich noch zwei weitere Junge, denen es genauso erging. Ich hatte vielleicht eine Wut auf meinen Freund!

Aber es sollte mir auch eine Lehre sein, dass ich nicht mehr hinausgehe, wenn ich nicht darf. Sonst passiert mir das Gleiche noch einmal.

In der unmittelbaren Ehrlichkeit von Kindern kommt der Begriff Datenschutz nicht vor. Das erfuhr ich bereits im ersten Referendarjahr. Als ich in einer Grammatikstunde

nach Doppelereignissen suchte, die durch einen Haupt- und einen Nebensatz miteinander verbunden werden könnten, nannte mir ein Junge das Beispiel: „Während mein Vater schimpft, wirft meine Mutter Teller gegen die Wand.“ Nachdem ich in der Pause im Lehrerzimmer belustigt den Satz erzählt und dabei den Namen des Schülers genannt hatte, meinte ein Zuhörer trocken: „Das Beispiel ist nicht nur richtig, sondern auch wahr. Wir sind nämlich die Nachbarn dieser Familie.“

Viel Interessanteres berichtete jedoch ein Klassenaufsatz. Nach der Vorgangs- und Gegenstandsbeschreibung gilt es laut Lehrplan, die Personenbeschreibung zu üben. Da der zu Beschreibende dem Schüler genau bekannt sein muss, lag es für mich nahe, zunächst an die Eltern und Geschwister oder an die Großeltern zu denken. Als aber einer vorgab, bei seiner Tante zu wohnen und zu leben, hatte ich auch dagegen nichts einzuwenden. Es wurde für mich sogar besonders interessant, denn der Aufsatz machte gleich mit dem ersten Satz neugierig: „Meine Tante ist schon Witwe, aber sie trägt niemals Schwarz. Samstags geht sie in hochhackigen roten Schuhen regelmäßig tanzen.“ ... Nun ja, ich werde die Dame ja wohl in der Sprechstunde kennen lernen!

Mit derselben Neugier erwartete ich allerdings auch den Vater, von dem es in dem Aufsatz eines anderen Schülers hieß: „Mein Vater ist schon über sechzig und dabei mit den Nerven völlig herunter. (Dieser nicht kindgemäße Ausdruck stammt mit Sicherheit von einem Erwachsenen.) Von unserem Auto versteht er rein gar nichts. Er fährt am liebsten barfuß auf dem Fahrrad. Er klettert auch auf die höchsten Bäume, um Obst zu pflücken. Und in

der Badewanne lässt er fast immer seine Stimme ertönen, oder er wiederholt französische Vokabeln.“...

Dem Lehrer begegnet also nicht nur eine Vielzahl unterschiedlichster und eigenwilligster Kinder, sondern auch ein schillerndes Sortiment denk- und merkwürdiger Eltern.

So erklärte mir ein kleiner Sextaner schon nach der ersten Grammatikarbeit, dass er seine Mutter für eine Amazone halte. Es galt, die lateinischen Fachausdrücke zu überprüfen. Sein Antwortblatt lag nach dem Einsammeln zuoberst auf dem Pult, das die Jungen nach der Stunde umringten. Als er das sah, fragte er ebenso unvermittelt wie unüberlegt: „Wie habe ich die Arbeit?“ Mit leichtem Spott konnte ich nur erwidern: „Glaubst Du, ich hätte die Noten schon vor der Korrektur festgelegt?“ Trotzdem überflog ich sein Blatt, er hatte Akkusutiv statt Akkusativ und Infinitiv mit zwei f geschrieben, woraufhin ich sagte: „Bei diesen Fehlern würde ich mir keine allzu großen Hoffnungen machen.“ Er überlegte nur kurz und fragte dann: „Streichen Sie bei einer Grammatikarbeit Rechtschreibfehler an?“ Meiner Antwort: „Im Allgemeinen nicht, aber solche Hammer werde ich wohl kaum schlucken“, begegnete er fast drohend: „Wenn Sie Rechtschreibfehler anstreichen, kommt meine Mutter.“ Meine Entgegnung, ob er glaube, ich würde mit ihr nicht zurechtkommen, wies er mit einem derart überzeugten unwiderstehlichen „Neee!“ zurück, dass ich nur flüsternd zu fragen wagte: „Ist das wirklich eine solche Hexe?“ Daraufhin überbot er mich und sagte fast triumphierend: „Die ist sogar eine Amazone“, und um mich vollends

einzuschüchtern, fügte er noch hinzu: „Das sind so ganz wilde Weiber, habe ich in einem Sagenbuch gelesen.“

Als wenige Tage danach die erste Elternpflegschaftssitzung stattfand und ich mich den Eltern als Klassenlehrer ihrer Söhne vorstellte, tat ich das mit der Bemerkung: „Sie mögen vielleicht glauben, bereits ein Bild von mir zu haben. Das mag wohl sein, aber aus Gründen der Fairness möchte ich Sie wenigstens auch darauf hingewiesen haben, dass Sie mir ebenfalls nicht gänzlich unbekannt sind. Ich weiß zum Beispiel, wessen Mutter eine Amazone ist.“ Und dann zitierte ich den Sohn mit seiner Furcht erregenden Beschreibung. Diese Warnung garantierte zumindest eine gewisse Vorsicht in den sich anschließenden Gesprächen.

Wesentlich dramatischer ging es jedoch am nächsten Morgen in meiner ersten Unterrichtsstunde zu. Kaum hatte ich die Klasse betreten, schnellten auch schon einige Finger hoch. „Gestern Abend war Pflegschaftssitzung. Sie hat bis elf Uhr gedauert.“ Meiner entrüsteten Entgegnung: „Da hast Du doch wohl hoffentlich schon geschlafen“, wurde zwar nicht widersprochen, aber fast hämisch hinzugefügt: „Meine Mutter hat mich geweckt und gefragt, ob ich Ihnen erzählt hätte, sie sei eine Amazone. Sie wusste ja nicht, dass der Andreas das war.“ Und dann geschah das Unglaubliche. Über ein Drittel aller Schüler war noch in der Nacht mit dieser offenbar bohrenden Frage geweckt worden, sodass ich unwillkürlich resümieren musste: „Augenscheinlich steckt in jeder Frau eine potentielle Amazone!“ – Es sollte noch erwähnt werden, dass Andreas Mutter - eine zierliche und liebevolle Pro-

fessorengattin - von all dem Spuk überhaupt nichts ahnte und später von mir damit erheitert wurde.

Etwas delikater und skurriler ist zweifellos eine andere Begebenheit. Ich hatte eine Reihe grammatischer Fachausdrücke an die Tafel geschrieben, deren richtige Handhabung ich in der nächsten Klassenarbeit überprüfen wollte. Da ein Schüler diese Stunde versäumt hatte, legte ich ihm ausdrücklich nahe, sich diese Informationen unbedingt von seinen Mitschülern zu besorgen. Weil er die Arbeit aber hoffnungslos verbaute, rief mich besorgt und aufgeregt seine Mutter an und meinte: „Wenn Sie die sechs Fehler in den schweren Wörtern aus der Bewertung herausnehmen, dann können Sie die Arbeit meines Sohnes vielleicht doch noch >ausreichend< nennen.“ – Am nächsten Morgen fauchte ich ihn sofort an: „Wenn Du zu faul oder zu blöde bist, auf mich zu hören, dann häng mir gefälligst nicht auch noch Deine Mutter an den Hals.“ Doch der Junge wehrte sich verzweifelt, sein Banknachbar – und der nickte bestätigend – habe die Wörter alle telefonisch durchgegeben. Aber seine Mutter sei am Apparat gewesen und habe alle falsch aufgeschrieben. „Und nach ihrem Zettel habe ich geübt, und jetzt ist sie eigentlich alles selber schuld.“ – Nach einer kurzen Bedenkepause, mein innerliches Schmunzeln musste ich unterdrücken, sagte ich: „Vor Gericht würdest Du nun mildernde Umstände zugebilligt bekommen. Deshalb werde ich Deine schlechte Note in meinem Notizbuch einklammern, und Deine Mutter schonen wir beide.“

Unwillkürlich drängt es auch Kinder, ihre Gefühlswelt, Erlebtes und Erlittenes, Schönes und Schlechtes, Gutes und Böses, einem vertrauenswürdigen anderen mitzutei-

len. Der geliebte Lehrer – und eigentlich dürfte es in der Unterstufe gar keine anderen geben – erfährt, vor allem wenn er auch noch richtig fragen kann, einfach alles. Aber er vermag auch nahezu alles, denn er besitzt die wirksame Motivationskraft. Ein Kind lernt nicht für ein Fach, sondern nur für seinen geliebten Lehrer. Dafür schenkt es ihm die Teilnahme an seiner oft überraschend originellen Wunderwelt.

Bei einem meiner Sextaner war der Stolz auf das frisch bezogene neue Haus seiner Eltern nicht mehr in Grenzen zu halten. Er prahlte vor mir förmlich mit der beeindruckenden Großzügigkeit, mit der großen Terrasse, dem Balkon, dem Hobbyraum und mehreren Bädern. Weil ich seine Familie gut kannte, schloss er: „Thomas hat ein eigenes Zimmer, Bernd hat ein eigenes Zimmer und ich habe ein eigenes Zimmer“. Doch dann bekam seine kleine Angeberei einen spürbaren Riss, weil er ehrlicher Weise zugeben musste, dass nur noch seine Eltern sich gemeinsam einen Schlafraum teilten. Während ich daraufhin schlussfolgerte, dann sei ihnen wahrscheinlich das Geld ausgegangen, spotteten meine Kollegen, ich sollte doch lieber einmal darauf Acht geben, wie lange dieser Zustand noch andauere. – Jedenfalls habe ich diese lustige Geschichte so oft erzählt, dass ich sie inzwischen sogar als Witz in der Kirchenzeitung gelesen habe. Aber erlebt habe ich sie im Original.

Individuum est ineffabile, heißt es, und so erleben wir das unaussprechbar Einzige in immer wieder neuen Variationen. An einem Elternsprechtag kam ich zufällig die große Freitreppe im Schulfoyer herunter, in dem sich eine Anzahl von Eltern die Zettel mit ihren Sprechzeiten

besorgten. Bei meinem Anblick verstummten sie plötzlich alle, sodass ich mich zu einer Bemerkung veranlasst fühlte: „Mein Gott“, sagte ich, „alles Problemkinder! Warum setzen Sie nicht einfach normale Kinder in die Welt, dann könnten wir uns dieses Gedränge hier sparen.“ Spontan reagierte ein Vater und meinte: „Leider gibt es nicht nur Problemkinder, sondern auch Problemeltern.“ Der Vollständigkeit halber blieb mir nun wirklich nichts anderes übrig, als selbstkritisch hinzuzufügen: „Und Problemlerher.“ Worauf der Vater offenbar zufrieden und sehr höflich antwortete: „Na, so direkt wollten wir es Ihnen eigentlich nicht sagen.“

Die Aufsatzerziehung war zweifellos eine der erklärten Lieben meines Deutschunterrichts. Dabei galt es zunächst, den Schülern die Scheu vor dem geschriebenen Wort zu nehmen. Das gelang am einfachsten durch die Anregung einer Fantasiewelt, die sich unbedingt darstellen will. Also mussten die Aufsatzthemen zünden, attraktive Spielräume aufstoßen und unwillkürlich Eingebungen freisetzen. Am häufigsten benutzte ich dafür literarische Vorlagen, aber es genügte auch schon, ein aufregendes Umfeld zu schaffen oder eine prickelnde Atmosphäre zu beschwören. Die ersten Beispiele entstammen dem Tohuwabohu eines Schrottplatzes. Das Thema lautete:

„...schließlich landete ich in der Müllkippe.“

Nun konnte sich jeder Schüler in das verwandeln, als was er entsorgt worden war. Der eine erinnerte sich als ehemaliger Weihnachtsbaum, der andere als beschädigte

Schillerbüste; die Vielfalt war grenzenlos. Hier erzählt nun ein altes Sofa:

Ich bin ein wunderschönes, bequemes Sofa mit Schnitzereien an den Armlehnen, kleinen hölzernen Füßen und mit blauem Samt bezogen. Manche sagen, ich sei antik. Wenn ich nur wüsste, was das bedeutet! Aber egal, es muss jedenfalls etwas Besonderes sein. Mein augenblicklicher Platz in der schönen, großen Wohnung gefällt mir recht gut. Aber leider hält der Eigentümer nicht viel von antiken Möbeln. Er liebt einfach nur modernen Firlefanz. Immer wenn er auf mir sitzt, meckert er über meinen abgeschabten Bezug und murmelt, dass er bald ein neues Sofa kauft. Das höre ich nicht gern.

„Oh je!“ fällt mir plötzlich ein, „heute ist ja schon wieder Dienstag, wie schrecklich!“ Denn dienstags kommt seine dicke Freundin. Da klingelt es auch schon an der Tür. Und siehe da, wie bei ihrem letzten Besuch trägt sie einen Haufen alter und neuer Kreuzworträtselhefte unter dem Arm. Sie begrüßt kurz ihren Freund und setzt sich dann auf mich. Ich ächze und quietsche unter ihrem Gewicht. Dann nimmt sie ihren Stift und löst die Rätsel.

Öfter, wenn sie ein Wort nicht weiß, fragt sie. Einmal sucht sie nach einem anderen Wort für antik. Da horche ich auf. Ihr Freund antwortet: „Im Moment fällt mir nur altertümlich ein.“ Jetzt weiß ich endlich, was antik bedeutet.

Das Wort antik erinnert ihn aber auch an mich, und er erzählt seiner Freundin, dass er sich schon

ein neues Sofa ausgesucht habe. Tatsächlich werde ich am nächsten Tag in den Keller getragen. Ekelhaft hier! Alles so dunkel, dreckig und verstaubt! Ich fange schon an, mich nach dem Mann und seiner schwergewichtigen Freundin zu sehnen. Doch schließlich freunde ich mich mit einem alten Stuhl neben mir an. Er hat noch nicht so viele Menschen kennen gelernt wie ich. Deshalb erzähle ich ihm meistens von meinen Erlebnissen. Leider werden wir bald aus dem Keller heraufgeholt und auf den Bürgersteig gestellt. Es ist bitterkalt und schneit in dicken Flocken auf meinen Bezug. Am nächsten Morgen fährt mit ohrenbetäubendem Lärm ein großer Lastwagen an. Männer steigen aus, packen mich unsanft und werfen mich mitsamt dem Stuhl auf die Ladefläche. Es knirscht und splittert in mir. Ich werde total zerquetscht. „Das ist das Ende“, denke ich, „jetzt geht es bestimmt ab in die Müllkippe.“

Abgesehen von der Wortgewandtheit des Zehnjährigen, ist das durchgehaltene Spiel mit dem Wort „antik“ besonders bemerkenswert.

Die folgenden Erinnerungen eines Teddybären sind eine Idee kindlicher und verraten das Geschwisterkind aus einer größeren Familie. Insbesondere die Sehnsucht nach einem fröhlichen Miteinander in einer gemütlichen Runde am Schluss des Aufsatzes ist ein Bekenntnis zum größeren sozialen Umfeld.

Als ich noch jung und schön war, lag ich im Schaufenster des Kaufhauses „Schmusen und Kuschneln“. Ich fand den Namen zwar ziemlich blöd, aber es gefiel mir, dass viele Leute kamen und mich bewunderten. In der Weihnachtszeit, es schneite schon, betrat ein großer, vornehmer Herr den Laden. Er interessierte sich sehr für mich und schien den Verkäufer gut zu kennen, denn er unterhielt sich lange mit ihm. Schließlich meinte er: „Ich kaufe ihn, Susi wird sich freuen und ihre älteren Geschwister auch.“ Während ich eingepackt wurde, dachte ich schon: „Au, Backe, das wird ein Leben!“ Doch dagegen konnte ich nun nichts mehr machen.

Lange blieb ich in das Weihnachtspapier eingewickelt. Aber dann war Heiligabend. Ich wurde ausgepackt, erblickte einen Tannenbaum und viele brennende Kerzen. Die ganze Familie war fröhlich. Susi liebte mich und war wirklich lieb. Sie gefiel mir. Aber nach ein paar Tagen begann eine wilde Spielerei mit mir. Die Kinder schriegen und stritten sich um mich. Susis böse ältere Schwester schrie am lautesten und zerrte wütend an mir. Dadurch verlor ich ein Bein. Aber es war noch nicht meine letzte Verwundung. Denn danach drückte sie mir auch noch ein Auge aus. Susi heulte, und ich war sehr traurig. Weil ich so verstümmelt war, landete ich bald in der Müllkippe. Doch hier fand ich viele Freunde, auch andere Teddybären. Wir trafen uns abends auf einem alten Sofa und erzählten uns unsere Erlebnisse. Das war sehr schön und wir führten ein gutes Leben. Ehrlich gesagt, inzwischen glaube ich, dass

es mir im Gegensatz zu der Zeit im Kaufhaus und in der Familie in der Müllkippe am besten gefällt.

Na bitte! Die warmherzige mitmenschliche Gemütlichkeit im Leben ist wesentlich wichtiger als Luxus und Komfort!

Eine weitere Fundgrube für lebhaftere Aufsatzthemen sind Fabeln. Weil Kinder es lieben, sich mit anderen Lebewesen zu identifizieren, können sie in der Rolle eines Tieres hemmungslos ihre schöpferische Fantasie entfalten und im Rahmen der Vorgaben ausleben. Dabei werden nicht selten die raffiniertesten Tricks von Reineke Fuchs von originellen Kindern noch übertroffen. Es spielt übrigens keine Rolle, ob einer in dem Geschehen als Täter oder Opfer fungiert. Beides ist gleichermaßen attraktiv.

Ich erkannte zu spät, dass Reineke mich hereingelegt hatte

Es war Freitag, der 13., ein Tag, der mir zum Verhängnis werden sollte! Ich ging – wie üblich – im Wald spazieren. Als ich am stillen See vorbeikam, begegnete mir der Fuchs. „Guten Tag, Meister Lampe! Herrliches Wetter heute, nicht wahr?“ Ich bejahte aufmerksam, und dieser listige Kerl verwickelte mich in ein lebhaftes Gespräch. „Übrigens, gestern habe ich vielleicht eine Kleewiese gesehen! Voll von Klee mit Blüten, Klee ohne Blüten, vierblättriger Klee und ...“ Doch da unterbrach ich ihn schon gierig und aufgeregt: „Und wo ist diese Wiese, Meister Reineke?“ „Gar nicht so weit von hier“, bekam ich zur

Antwort, „nur noch ein Stückchen Tannenwald liegt zwischen uns und dem besagten Prachtfeld.“ „Dann lass uns sofort hingehen!“ rief ich; denn Klee steht in meiner Schlemmerliste auf Platz eins. Der Fuchs war einverstanden. Aber in seinen Augen bemerkte ich ein seltsames Glitzern, das mich etwas beunruhigte. Nun, als wir bei der Wiese angekommen waren, staunte ich nicht schlecht. Da war wirklich ein riesengroßes Feld mit Klee. Sofort stürzte ich diesen Genüssen entgegen. Und wie ich dann eifrig beim Fressen war, sah ich eine Häsin, eine Häsin sage ich euch! Ganz weißes Fell, zartrosa Ohren und das schönste Gesicht, welches ich je gesehen hatte. Von Liebe entbrannt, hoppelte ich auf sie zu. „Na, mein Kleines“, hauchte ich, „wie heißt du denn?“ – Doch wer beschreibt mein Entsetzen, als sich aus dem Hasenfell Hermelin, Reinekes Frau, schälte! Ich schrie auf, schlug Haken und rannte wie von Furien gehetzt, - leider blindlings in Reinekes Arme, der kurzen Prozess mit mir machte. Hoffentlich habe ich fürchterlich zäh geschmeckt! Tja, und jetzt sitze ich hier und warte auf Petrus, um ihn zu fragen, ob nicht noch ein Platz für meine arme geschundene Seele im Hasenhimmel frei ist.

Außer Fabeln und Sagen bieten auch mittelalterliche Epen wunderbare Spielfelder für die kindliche Fantasie. Einmal werden die Jugendlichen schon früh mit den Stoffen vertraut und bekannt gemacht, die ihnen später als Kulturgut in Romanen, Dramen und Opern wieder begegnen, zum anderen bieten die exotischen Abenteuer ein

unerschöpfliches Szenario überbordender Einfälle. Wenn zum Beispiel der Burgunderkönig Gunther die von ihm unbezwingbare Brünhild zur Frau begehrt, bedarf es der Tarnkappe und der Hilfe seines Schwagers Siegfried, der eigentlich vom Schicksal für diese Frau bestimmt war. Nachdem Gunther sogar die Hochzeitsnacht am Kleiderhaken des Schlafgemachs verbracht hat, muss Siegfried getarnt noch einmal eingreifen, weil nur er die Kraft besitzt, diese Frau zu zähmen.

König Gunthers peinliche Hochzeitsnacht

Erst im Schlafzimmer merkte ich, was für ein Teufelsweib ich mir da zur Braut genommen hatte. Aber als ich an der Tür am Kleiderhaken hing, war natürlich alles bereits zu spät.

Das muss man sich einmal vorstellen! Drei Nächte hintereinander immer dasselbe! Ich fange zärtlich an und hauche: „Brünhild“, und schon fliege ich aus dem Bett. „Aber Hildchen“, drohe ich ihr sanft. Doch beim ersten Versuch, wieder hineinzukrabbeln, verabreicht sie mir eine saftige Ohrfeige, beim zweiten finde ich mich mit einer prächtigen Beule am Schrank wieder, und beim dritten schließlich packt sie mich mit ihrer unvorstellbaren Kraft und hängt mich an die Tür. Mein Flehen nutzt gar nichts. Sie scheint sich im Gegensatz zu mir dabei köstlich zu amüsieren. Schrecklich!

Mir blieb schließlich keine andere Wahl, als Siegfried nochmals um Beistand zu bitten. Er versprach auch sogleich: „Aber natürlich, Gunther, mach' ich. Du wirst Dich wundern; morgen früh

ist die fix und fertig und zwar ein für alle mal.“ Ich war beruhigt. Trotzdem lauschte ich vorsichtshalber in dieser Nacht an der Tür. Drinnen war wirklich der Teufel los. Es hörte sich an, als sei eine Horde Paviane außer Kontrolle geraten. Als ich gegen Morgen mit Siegfried wieder den Platz tauschte, fragte ich ihn noch leise vor der Tür: „Und?“ „Alles klar!“ erwiderte er. „Aber wie hast Du denn das geschafft?“ fragte ich. „Och, war eigentlich gar nicht so schwer“, bekam ich zur Antwort, „sie war zwar zäh, aber ich war zäher!“

Und wirklich war Brünhild am nächsten Abend lammfromm, sodass ich behaupten kann: „Es geschehen noch Zeichen und Wunder.“

Ein Elfjähriger kann das Niveau seiner mitunter auch zweifelhaften Privatlektüre nicht ganz verbergen. Wenn aber einer in den dreißig Minuten einer Klassenarbeit in dem Alter bereits eine derart sprachgestalterische Kraft erkennen lässt, die ihm wortgewandt und einfallsreich einen Aufsatz nach allen Regeln der Kunst im Aufbau, in der Steigerung, der Spannung und dem Höhepunkt ermöglicht, dann ist sein Talent offenkundig. Dass ein Schüler ein Bild, das Feuer der Meuterei, in drei Sätzen entfaltet, ist einfach außergewöhnlich. Die Hausaufgabe bestand darin, sich im Lexikon einmal über Christoph Kolumbus zu informieren, das Thema der Klassenarbeit lautete:

*Ich hatte Kolumbus davor gewarnt
(Ein Zwischenfall bei der Entdeckung Amerikas)*

Wir kreuzten vor der Küste Westindiens. Unter der Mannschaft herrschte eine miese Stimmung. Ein Aufriührer mit Namen Catassa schürte das Feuer der Meuterei. Ich ahnte, bald würde es hell auflodern und uns alle vernichten. Deshalb warnte ich Kolumbus, doch er sagte nur: „Wer kann mir schon was anhaben, mir dem Gesandten Isabellas und dem Entdecker des Wasserwegs nach Westindien?“

Es war eine Nacht später. Ich hatte gerade Wache und ließ mich in der Nähe des Wasserbehälters nieder. Plötzlich hörte ich ein Geräusch. Ein Schatten schlich geduckt an mir vorüber; ich erkannte Catassa. Da hörte ich einen Schlag und das Geräusch ausströmenden Wassers. Aha, der Schuft hatte das Trinkwasserfass entzweigehauen! Ich dachte nicht lange nach und schlich mich in Catassas Rücken. Dann griff ich ihn an. Er aber schnellte herum und gab mir einen Schwinger gegen das Kinn. Doch ich ließ mich nicht entmutigen und packte ihn um die Hüften, hob ihn hoch und schmetterte ihn auf die Planken. Im Bruchteil einer Sekunde war ich über ihm. Aber er zog sein Messer und stieß es mir bis zum Heft in die rechte Schulter. Nun suchte auch ich mühsam mit der linken Hand nach meinem Messer und rappelte mich auf. Da peitschte ein Schuss über Deck, und Catassa fiel wie ein Sack zu Boden. Oben auf der Brücke stand Kolumbus und winkte mir zu. Als ich bei ihm war, sagte er: „Ich dachte über Deine

*Warnung nach, und plötzlich hörte ich einen dumpfen Aufschlag. Ich trat aus der Kajüte und sah Dich und Catassa. Da wusste ich sofort, was los war, zog die Pistole und knallte Catassa ab.“
– Ich nickte nur.*

Von der Quarta an bestimmen anspruchsvollere literarische Texte den Unterricht, vor allem aber beginnt die Zeit der großen Balladen, deren epische, lyrische und dramatische Gestaltungsmittel den dichterischen Horizont der Jugendlichen erweitern. Trotzdem bleibt auch die Lust, Aufregendes zu erleben, Wirkliches und Unwirkliches einander durchdringen zu lassen und eine geheimnisvolle Innenwelt zu erfahren, noch eine Weile mitteilenswert. Schon in der Sexta habe ich erlebt, wie ein Schüler mitten im Unterricht plötzlich aufspringt, mit seinen auf der Brust aufeinander gesetzten Fäusten einen imaginären Speerschaft umklammert, der ihn soeben durchbohrt hat, sich um die eigene Achse dreht und erwachend wieder auf seinen Platz zurücksinkt. Im nächsten Beispiel entfesselt ein Gemälde derart die Fantasie eines Jungen, dass es unvermittelt lebendige Traumwirklichkeit wird, bis ihn der nüchterne Alltag einholt.

Das Rittergemälde

Prunkvoll, in seiner nachtschwarzen Turnierrüstung, saß der siegreiche Ritter im Sattel seines Pferdes. Das Ross war ebenso finster wie sein Herr, und aus den Augen des Tieres sprühte Feuer. Grimmig streckte der Krieger die Lanze dem Betrachter entgegen.

Ein Schauer lief mir über den Rücken, und ich wollte das Gemälde schnell in die Truhe zurücklegen, als mir plötzlich eine Veränderung auf dem Bild auffiel. Das Pferd setzte zum Sprung an! Ich rieb mir die Augen, aber wirklich, das Ross kam im Galopp auf mich zu. Mein Blut gefror mir in den Adern. Was konnte ich tun? Auf einmal sprangen Tier und Reiter tatsächlich aus dem Rahmen. Gellend schrie ich auf und warf das Bild in die hinterste Ecke, wo es krachend liegen blieb. Jetzt war es still, unheimlich still. Wie versteinert starrte ich auf das gespenstische Gemälde. Schritte kamen die Dachbodentreppe herauf. Meine Mutter trat ein und fragte besorgt: „Hast Du Dich verletzt? Ich habe Dich schreien gehört.“ Langsam kehrte Leben in mich zurück. „Nein“, antwortete ich erleichtert lachend, „mit mir ist alles in Ordnung.“

Ähnlich emotional aufgeladen mag wohl die maßlose Erregung des Ritters Delorges in Schillers „Der Handschuh“ gewesen sein, als ihn „Fräulein Kunigund“ vor der „gesamten Prominenz“ des königlichen Hofes – wie der Schüler schrieb – aufforderte, als Liebesbeweis in den brodelnden Kessel der Bestien, der Löwen, Tiger und Leoparden, hineinzusteigen, also sein Leben dafür zu riskieren, um ihren lächerlichen Handschuh zu retten. An der entscheidenden Stelle heißt es in dem Aufsatz:

*Nach dieser Genugtuung entkrampfte sich
mein Herz*

... Man spürte förmlich, wie die Luft vor Spannung zitterte. Es brauchte nur eines geringen Auslösers, und schon wären die Raubkatzen wieder übereinander hergefallen. Auf der Tribüne herrschte ebenfalls Totenstille, als Fräulein Kunigunde auf einmal rief: „Oh, mein Handschuh ist mir hinuntergefallen!“ Danach wandte sie sich aber an mich und meinte spitzfindig: „Wenn Du mich wirklich so sehr liebst, wie Du immer behauptest, dann hole ihn mir bitte wieder.“ – Was, das war doch wohl nicht ihr Ernst! Ich sollte dort hinuntersteigen, sozusagen in die Höhle des Löwen? Und das soll echte Liebe sein? Ich war außer mir vor Wut. Was glaubt die eigentlich, wer sie ist, dieses arrogante, schnippische Weibsbild! – Dennoch stand ich auf, stieg entschlossen die Treppe hinab, öffnete die Gittertür und setzte meinen Fuß vorsichtig in das Sägemehl der Arena. Ich behielt die Tiere alle im Blick. Mein Herz pochte im Schlaghammertakt. Ganz langsam schlich ich vorwärts, nahm den Handschuh schnell in die Hand und entfernte mich schleunigst. In dem Moment, in dem ich die Tür ins Schloss fallen ließ, erwachten auch die Raubtiere wieder aus ihrer Trance und begannen sich erneut zu bekämpfen. Das Jubeln und Johlen des Volkes aber galt mir. Ich ging jedoch geradewegs auf Kunigunde zu. Sie lächelte mich hingebungsvoll an und streckte ihre Hand nach dem Handschuh aus. Da holte ich Schwung und warf ihn ihr

eiskalt ins Gesicht und sagte: „Bitteschön!“ Mit erhobnem Haupt ging ich davon. Mein Herz hatte sich entkrampft, meine Liebe war erloschen.

Eine gewisse Risikobereitschaft des Lehrers ermöglicht es, auch die Pubertät im Deutschunterricht fruchtbar werden zu lassen. Kuriose Erzählungen von Dichtern wie Böll, Lenz und Kusenbergs schaffen das Umfeld, in dem sich ein erstes Begehren entfalten lässt, das zur Mitteilung reizt. Als in Kurt Kusenberg's Kurzgeschichte „Die Belagerung“ nach langer entbehrungsreicher Zeit der General allmählich merkt, wie gering eigentlich die Feindschaft zwischen seinem Heer und den eingekreisten Bürgern der Stadt Tottenburg ist, vereinbart er mit dem Bürgermeister, den Kriegszustand in ein nachbarliches Freundschaftsverhältnis umzuwandeln. Nachdem sich danach die Schleusen der Freude geöffnet hatten, bestimmten Feste und Liebeshändel das Geschehen. Das nachfolgende Beispiel setzt selbst bei einem durchschnittlichen Schüler ungeahnte Kräfte frei.

Als ich Marie kennen lernte

Nachdem der General am Morgen die Trompete zur Aufgabe des Kampfes blasen gelassen hatte, sagte er: „Ab heute werden wir zu den Tottenburgern gehören.“ Alle Soldaten jubelten mit mir. Peter meinte zu Fritz: „Mensch, haben wir nicht einen tollen General!“ Dann zogen wir glücklich in die Stadt ein. Nach den langen Entbehrungen suchte sich jeder von uns ein Mädchen und ging mit ihm fort. Nur ich hatte kein Glück.

Doch am nächsten Morgen fielen mir beinahe die Augen vor Liebe aus dem Gesicht. Sie hatte mich noch nicht gesehen. Mensch, sah die toll aus. Ich konnte es gar nicht fassen, hier noch ein so hübsches Mädchen anzutreffen. Für mich war der Tag für andere Sachen gelaufen. Sie war die hübscheste von allen, die ich je gesehen hatte. Sie holte gerade Wasser vom Dorfbrunnen. Als sie mich sah, machte sie ein ganz verlegenes Gesicht und lief zu ihrer Mutter. Ich beobachtete, wie sie mit ihr redete und dabei auf mich zeigte. In mir jubelte es: „Super! Sie hat mich gern!“ Sofort rannte ich zu meinem Zelt, drückte den letzten Rest von Gel aus der Tube und machte mich schick. Aus dem Bettkasten zog ich meine Closed Jeans, suchte meine Porschebrille und setzte sie auf. Als ich mich im Spiegel betrachtete, fuhr es mir durch den Kopf: „Sehe ich nicht heiß aus?“ Vor ihrem Haus stand ein Baum. An ihm kletterte ich hoch und versuchte, sie durch eines der Fenster zu entdecken. Inzwischen war es dunkel geworden, und ich gab schon die Hoffnung auf, sie noch einmal zu sehen. Doch dann ging plötzlich in einem der Zimmer das Licht an. Sie war es! Jetzt wusste ich, wo sich ihr Zimmer befand. Aber was war das? Sie zog sich vor mir am offenen Fenster aus! – Vor lauter Schreck fiel ich vom Baum, schlug auf dem Boden auf und sah nur noch Sternchen.

Am nächsten Morgen wachte ich in einem weichen Bett auf. Nachdem ich richtig zu mir gekommen war, schaute ich in ein lächelndes Mädchengesicht. Ich wusste sofort: Es war das Mäd-

chen von gestern. Sie hatte mir ein schönes Frühstück gebracht und sich zu mir aufs Bett gesetzt. Ich bekam eine kleine Versteifung. Dann dachte ich: „Hatte ich ein Glück, dass ich vom Baum gefallen bin!“ Aufgeregt fragte ich, wie sie heiÙe, und sie antwortete: „Ich heiÙe Marie.“ Sie gefiel mir so gut, dass ich gleich bei ihrem Vater und ihrer Mutter um ihre Hand anhielt. Ein Jahr später waren wir eine glückliche Familie.

In seiner Ehrlichkeit will der Junge natürlich nichts verschweigen. Aber sein Schamgefühl und ein gewisses Unbehagen lassen ihn ein zweifellos erregendes Ereignis in einer abgeschwächten Verkleinerungsform darbieten. Nun möge es dahingestellt bleiben, ob die Frage des fehlerlüsternen Lehrers wirklich noch nötig war: „Was bedeutet eine kleine Versteifung?“ Aber die postwendende schlagfertige Antwort eines anderen Schülers konnte ich nicht für mich behalten: „Halbe Kraft voraus!“

Nach der harmlosen Unschuld der Kindheit erwacht allmählich bei Jugendlichen der Reiz am zunächst noch unbestimmt Schlüpfripen. Als Zeus seinen irdischen Seitensprung bei Alkmene plante, bat er Helios, die Nachtzeit etwas zu verlängern. Dabei wurde er von der Göttergattin Hera erwischt. In ihrer Rolle schrieb ein Schüler: „Ich sah, wie Helios an seiner Uhr herumfummelte und fragte ihn: >Stimmt was mit Deiner Zeit nicht?< Seine ehrliche Antwort: >Der Chef wünscht die dreifache Zeit für seine Liebesnacht<, machte mich wütend und rachsüchtig.“ Ein anderer Schüler beschrieb dann in einem mündlichen Vortrag vor der Klasse das Liebesereignis: „Sie verbrachten einen wunderschönen Abend und, na ja,

eine noch schönere Nacht“, worauf er sich von einem Zwischenruf unterbrechen lassen musste: „Erzähl mal etwas genauer, wie der Herakles entstanden ist.“ Schließlich beendete einer, dem das Ganze zu mulmig wurde, zu mir gewandt den Spuk mit der Bemerkung: „Ich meine, die brauchen alle zu viele erwachsene Wörter.“

Hermann war das achte Kind seiner Eltern. Nachdem er mir das nicht ohne Stolz mitgeteilt hatte, drehte sich ein Mitschüler aus der ersten Bank um und fragte trocken: „Haben Deine Eltern auch noch ein anderes Hobby?“ Er selbst war der Sohn eines Gastwirts und prustete in Rilkes Gedicht „Das Karussell“ an der Stelle: „Sogar ein Hirsch ist da, ganz wie im Wald, nur dass er einen Sattel trägt und drüber ein kleines blaues Mädchen aufgeschnallt“, lauthals aus, weil er das impressionistische Farbspiel des Dichters infolge seines familiären Umfeldes nur als Ausdruck für Betrunkene kannte.

In der Oberstufe ist der Tobak natürlich stärker. Als in Rilkes Herbstgedicht die Zeile „gib ihnen noch zwei südlichere Tage“ vorkam, genügte das Wort Süd, um sofort ein schallendes Gelächter auszulösen. Der davon ausgeschlossene völlig ahnungslose Lehrer fragte hilflos nach einer vielleicht verpassten Pointe, bis man ihm endlich das erbetene Vertrauen grinsend gewährte: Es handele sich um ein Kürzel für Samenüberdruck.

Von einem Wandertag ziemlich erschöpft – ich bevorzuge wirklich das Sitzen dem Gehen -, meinte ich zu guter Letzt: „Ich würde mich keineswegs wundern, wenn ich morgen mit Muskelkater im Bett läge.“ Wie aus der Pistole geschossen, entgegnete mir einer: „Mit wem Sie ins

Bett gehen, interessiert uns weniger, für uns wäre es wichtiger zu wissen, dass Sie morgen fehlten.“

Nach dem Tod eines unserer Patres war es für die Kinder ebenfalls wichtiger zu erfahren, wie lange ein Requiem dauere, um mit einem Freudenschrei auch noch den Ausfall der Lateinstunde zu errechnen. Ähnlich unbeteiligt informierte mich einmal ein Junge über den Tod seiner Tante. „Deshalb fehle ich am Freitag“, sagte er wie selbstverständlich, „und der David auch.“ David war sein Nebenmann und Freund. Meine Rückfrage, ob der denn die Tante überhaupt gekannt habe, beantwortete er unbekümmert mit Nein. Er war jedoch sicher, dass mir seine Begründung einleuchte: „Wir feiern die Beerdigung im Sauerland, und David findet meine Großkusine echt scharf. Deshalb habe ich ihm angeboten mitzufahren, dann kann er sie dort treffen.“

Die Liebe ist bekanntlich eine Himmelsmacht, und sie berührt den Menschen schon sehr früh. Soll ich mich dagegen auflehnen? Als ich es einmal bei einem meiner Sextaner versuchte und ihn spöttisch fragte: „Bist Du noch immer verliebt? Wann hört der Schwachsinn endlich auf?“ ließ er seinem nicht anzweifelbaren Ja die mich beschämende Gegenfrage folgen: „Sie lieben Ihre Frau doch wohl auch noch, oder?“

Hochzeit derartiger jungfräulicher Gefühlsaufwallungen waren unsere Karnevalsfeste. Zunächst luden wir die Unterstufe eines benachbarten Mädchengymnasiums ein, aber weil sich die leid- und liebesvollen Nachwirkungen wegen der örtlichen Nähe unnötig lange hinauszögerten, hielten wir es für zweckdienlicher, die Mädchen mit Bus-

sen aus Ahrweiler oder Pützchen nach Godesberg bringen zu lassen. Nach unserer Überzeugung würde eine umständliche und langwierige Korrespondenz die Abenteuer doch wesentlich verkürzen. Trotzdem bescherte der Beginn einer an sich trostlosen Fastenzeit unserem Pfortner manche Freude über die Einfälle einer erfinderischen Liebespost. Die angefeuchteten Stiele der Veilchen hatten den Briefumschlag aufgeweicht und hingen heraus; die Absenderin hatte sich schreibend und über einen Tisch gebeugt gemalt, während ihrem Kopf die Sprechblase entstieg: „Love is to write many letters.“ Und weil manche statt der Namen Fotos ausgetauscht hatten, klebten hinter der Anrede „An die Herren“ zwei Jungengesichter auf dem Umschlag, die der Briefverteiler nun ausfindig machen durfte.

Ein Zehnjähriger wandte sich sogar vertrauensvoll an mich, ob ich ihm nicht über die Direktorin den Nachnamen seiner Angebeteten besorgen könne, er wisse nämlich nur den Vornamen und möchte ihr gerne schreiben. Am nächsten Tag aber war ihm seine Daniela mit einem Brief und vollständigem Absender zugekommen, sodass seine Welt wieder hell und heil war. Wegen seiner großen Rechtschreibschwächen legte ich ihm allerdings nahe, seine Antwort zuerst von mir korrigieren zu lassen, damit er nicht unsere Schule blamiere. Daraufhin beschwichtigte mich jedoch sein Freund und meinte: „Regen Sie sich darüber nicht auf. Die ist nämlich auch doof. Sie schreibt Internat mit h!“

Einerseits gebunden durch das Versprechen, den Brief niemand lesen zu lassen, weil sie fürchtete, in ihrer Erregung zu viele Fehler gemacht zu haben, andererseits aber auch unwiderstehlich genötigt, der Konkurrenz seinen

Erfolg mitzuteilen, schlug ich dem Beglückten in seinem Dilemma die jesuitische Lösung vor, uns den Inhalt abschnittsweise nachzuerzählen. Glücklicherweise blieb der Junge am Ende der Stunde bei mir am Pult stehen, hatte aber spürbar noch ein Problem. Schließlich sagte er: „Nun wissen Sie ja eigentlich alles, was drin steht. Deshalb meine ich, könnten Sie ihn auch einmal schnell überfliegen; denn ich wüsste doch zu gerne, ob sie wirklich so viele Fehler gemacht hat.“

Eine gute Rechtschreibung erhöht also doch die Chancen!

Neben der Aufsatzerziehung bedeutete mir der freie Vortrag ein Hauptanliegen meines Deutschunterrichts. Sich frei schreiben und sich frei reden zu lernen, waren meine wichtigsten Ziele, doch ich selbst bei meinen eigenen Ermüdungserscheinungen nicht aus den Augen verlor. Ließ also in einer sechsten Stunde auch einmal bei mir die Kraft nach, besann ich mich ausnahmsweise demokratischer Möglichkeiten und erbat des Volkes Votum mit der Frage: Wer hat außer mir sonst noch keine Lust? Trotz meiner Erkenntnis, dass es bei den immer 100prozentigen Ergebnissen einer Volksdemokratie nur auf die richtige Fragestellung ankommt, vernachlässigte ich nie meine Pflicht. Auf die Frage: Was machen wir denn nun? erhielt ich zuverlässig die Antwort: Witze erzählen. Die Überlegung, was als Unterrichtsstoff ins Klassenbuch einzutragen sei, endete genauso stereotyp mit der Formulierung: Freier Vortrag! –

Das wurden auch für mich zunächst regelrechte Erlebnisstunden. Der Witzbold musste sich in Rednerpose vor die Klasse stellen und in angemessenem Deutsch seinen Witz vortragen:

*Ich lernte sie im Geschäft kennen. Danach nahm ich sie mit auf die Straße und schließlich in meine Wohnung. Dort breitete ich sie auf mein Sofa und zog ihr das lila Kleidchen aus. Mir gefiel ihre silberne Unterwäsche, aber zuletzt entfernte ich auch noch diese. Und nun lag sie da! Nackt, braun und unschuldig... (An dieser Stelle machte der Erzähler eine verheißungsvolle Pause, wandte sich mit einem vielsagenden Grinsen an mich, aber befreite zugegebenermaßen mit der endlichen Lösung auch mich.)
Meine Milka-Schokolade!*

Obwohl ich auf diese Weise viele schöne Witze erfahren habe, geriet ich mit der Zeit doch auch an manchen Abgrund. Bei den allerschlimmsten Ausrutschern konnte ich nur schnell und kommentarlos darüber hinweggehen, um kein Aufsehen zu erregen. Aber leider behielten die Schüler, die diese Witze mit Sicherheit nicht verstanden hatten, sie am besten, um sie zu Hause unbekümmert zu erzählen. Da die Herkunft unzweifelhaft war, musste ich mich nachmittags vor den wirklich oder künstlich aufgebrauchten Müttern unschuldig-schuldig aus dem Teufelskreis herauswinden. Meine Notbremse, schließlich vor jedem Witz zu fragen, ob es sich wieder um eine Schweinerei handele, versagte aber bereits, wenn die Antwort „haarscharf an der Grenze“ lautete. Dann blieb mir nur noch übrig zu ermitteln, von wem er den Witz hatte, und die Antwort hieß in den meisten Fällen: „Von meinem Vater.“ Leider wurde dadurch das Risiko nicht geringer.

Natürlich war unser Klassentheater auch unserer Schulsekretärin nicht verborgen geblieben, sodass sie eines Tages darum bat, einmal daran teilhaben zu dürfen. Das Spektakel verlief wie geplant. Zum krönenden Abschluss wollte ich ihr deshalb den durch einen Vater abgesicherten Witz wiederholen lassen, den ein Schüler uns zwei Tage vorher erzählt hatte. Doch jetzt geschah etwas Überraschendes! Während der Erzähler sichtlich vor Scham errötete, legte ein anderer in der ersten Bank seine Hände wie eine Flüstertüte um seinen Mund und raunte mir leise zu: „Sie Schwein!“ Natürlich bat ich unsere Sekretärin um Verständnis, dass ich ihr unter diesen Umständen den Witz vorenthalten müsse. Offenbar hatte die Anwesenheit einer Dame die Messlatte des guten Tons feinsinnig verschoben. Zu guter Letzt musste ich das erlebnisreiche Experiment wegen der bleibend gähnenden Abgründe aufgeben. Materialerschläffungen des Lehrers in der sechsten Stunde mussten künftig leider risikoloser kompensiert werden.

Eine meiner beliebtesten und erfolgreichsten Praktiken, den freien Vortrag zu üben, war das Buchreferat. Zunächst ermittelte ich durch mündliche Nacherzählungen von Lesebuchstücken und Kurzgeschichten die besten Erzähler der Klasse, dann überredete ich die ersten drei zu einem Lieblingsbuch, das sie in mindestens zwanzig und höchstens dreißig Minuten ihren Mitschülern in einem spannenden Vortrag vorstellen sollten. Vom Ende der Sexta an wurden diese wöchentlichen Stunden für jeden Einzelnen zu einem einzigartigen und richtungweisenden Höhepunkt, den viele mir noch bis heute danken.

Es war einfach wichtig, sich an den sicheren Auftritt vor einem kritischen Publikum zu gewöhnen, verlegene Füllwörter und unbewusste Stöhnlaute auszumerzen, durch wörtliche Rede und rhetorische Fragen Aufmerksamkeit und Spannung zu erzeugen. Denn treffende Ausdrücke und Wortgewandtheit sind keine Selbstverständlichkeit, sondern das Ergebnis erfolgreicher Arbeit. Ich erinnere mich, wie die Ermordung Agamemnons durch seine eigene Frau und daraufhin die Ermordung der Mutter durch den eigenen Sohn, also das ganze grauenvolle Schicksal der Orestie, von einem Schüler mit den Worten eingeleitet wurde: „Der Zeus sagte dem Apollo, >Du, ich glaub’ da unten ist schwer was gelaufen, kannst Du Dich da mal hinterklemmen.<“ Vielleicht lässt sich bei diesem Wortschatz die notwendige Korrekturarbeit einmal er-messen.

Als meine Sexta den Kuhstall in Maria Laach besucht hatte, schrieb ein Junge: „Dort hat es gestunken, wie ich es noch nirgends stinken gerochen habe.“ Und weil er noch niemals Futterrüben gesehen hatte, glaubte er, den Kühen sei bei der Fütterung Fleisch vorgesetzt worden. –

Bei einer Nacherzählung ergänzte ein Schüler die Dichterworte „ein kräftiges, wohlgenährtes Weibchen“ durch den Zusatz „mit enormer Reliefenergie“, wobei er mit seinen Händen die Brustwölbung nachzeichnete. Den Ausdruck hatte er dem Erdkundeunterricht entlehnt. Der Lehrer hatte ihn bei der Gebirgsbildung gebraucht. –

Für meine Verwendung des Ausdrucks „Marmorplastik“ zeigte mir einer den Vogel mit der Begründung, entweder

sei die Figur aus Marmor oder aus Plastik, aber von einer möglichen Mischung habe er noch nie etwas gehört.

Nun liegt es mir fern, die gewohnten Stilblüten zu erwähnen, die aus unfreiwilliger Komik entstehen. Also wenn das Spiegelbild mit den Worten beschrieben wird: „Die Magd sitzt am Teich und melkt die Kuh, im Wasser ist es umgekehrt.“ Mir kommt es dagegen ausschließlich auf die schöpferische Originalität des Einzelnen an, die in jeder Altersstufe vorhanden ist und das Leben des Lehrers reich macht.

Nach einem hervorragenden Buchreferat steht der zehnjährige Redner in Augenhöhe neben mir, ich sitze am Pult. Weil er in seinem Nacken eine zwar dünne, aber überlange Haarsträhne züchtet, drehe ich nun die Strähne um meinen Zeigefinger, zerre ein wenig daran und meine: „Wer solche großartigen Leistungen vollbringt, sollte eigentlich auf derartigen modischen Schwachsinn verzichten.“ Darauf schaut er mich an, und ich erhalte von ihm die vollendet höfliche Antwort: „Verzeihung, Herr Eschweiler, aber mir kommt Ihre Frisur ein wenig ausgefallen vor.“

Weil ich einen anderen Schüler nur in Fußballerkluft und mit einem Ball unter dem Arm antraf, riet ich ihm, sich auch einmal an einem guten Aufsatz zu versuchen, denn mittlerweile sähe sein Kopf schon wie ein Fußball aus. Als er mir am nächsten Tag einen heftigen Widerspruch seiner Mutter entgegenschleuderte, wies ich ihn mit der Begründung zurück, seiner Mutter fehle dafür der Spürsinn, denn ich hätte Pädagogik studiert, um das richtiger beurteilen zu können. Das war zu viel. Er baute sich vor

mir auf und entgegnete: „Jetzt werde ich Ihnen einmal etwas sagen. Wer in der Schule gut ist, kann höchstens so etwas werden wie Sie. Als Fußballer aber kann ich Millionär werden.“

Bei den Bundesjugendspielen hatte mein unangefochtener, aber völlig unsportlicher Klassenprimus den Schlagball, den die Asse über vierzig Meter warfen, mal gerade siebzehn Meter weit geschafft. Nun saß er schluchzend im Sand und beschwerte sich bei mir, dass alle ihn auslachten. „Was sollen die bei einer solchen Leistung denn sonst machen?“ fragte ich und: „Wie verhältst Du Dich, wenn in Deiner Arbeit keine Fehler vorkommen und in den Arbeiten der anderen über zwanzig? Hör also auf zu heulen!“ Danach flüsterte ich ihm zum Trost dennoch ins Ohr: „Kluge Männer werden doch keine Sportler.“ Diesen Triumph konnte er natürlich nicht für sich behalten, und deshalb sah ich mich bald der nachvollziehbaren Frage einiger sportlicher Frechdachse gegenüber: „Haben Sie das dem Stephan gesagt? Wieso sind Sie dann eigentlich kein Sportler geworden?“ – Sagten es und suchten schleunigst das Weite.

Es war für mich selbstverständlich, so schnell wie möglich alle Namen meiner Schüler zu kennen. Deshalb bemühte ich mich, sie mir bereits in der ersten Stunde zu merken. Mein mnemotechnischer Trick bestand darin, den Einzelnen so lange auszufragen, bis irgendetwas sicher bei mir haften bleiben würde: Wie heißt Du? Hast Du Verwandte an der Schule? Bist Du Einzelkind oder hast Du Geschwister etc.?

Als einer die Geschwisterfrage bejahte, musste er beantworten, ob sie älter oder jünger seien. Mit einigem Stolz

erklärte er: „Eine Minute jünger!“ Ich wollte einen kleinen Witz machen, indem ich ihm entgegnete: „Da hast Du aber Glück gehabt, denn an dieser Schule nehmen wir nur Erstgeborene.“ Im selben Augenblick wurde es in der anderen Bankreihe unruhig, einer schwenkte aufgeregt seinen Finger, und auf meine Zurechtweisung, es gehe der Reihe nach, er komme später dran, rief er nur: „Es ist aber wichtig!“ Und dann musste ich mir anhören, dass sein Bruder raus müsse, denn der sei sieben Minuten jünger als er. Tatsächlich saß der Bruder schon zusammengesackt und resigniert in seiner Bank. Als ich ihn fragte, ob das wahr sei, nickte er nur traurig. Um ihn aufzurichten, sagte ich schnell: „Und gerade Du warst mir so sympathisch.“ Aber dann kam mir auch schon die Erleuchtung. Ich sagte: „Vielleicht machen wir eine Ausnahme und stimmen ab. Wenn Du allen so sympathisch bist wie mir, kannst Du bleiben.“ Selbstverständlich waren alle dafür. Seine Erleichterung war mit den Händen greifbar, als mir sofort der andere – eine Minute jüngere – Zwilling einfiel. Nach seinem Brüderchen gefragt, erhob der Junge sich und schleuderte mir grinsend entgegen: „Der ist eine sie!“ Schneller als ich denken konnte, hörte ich mich ihm erwidern: „Was? Und du wagst es, mir am ersten Tag in einer so frommen Schule mitzuteilen, schon neun Monate auf engstem Raum mit einem Weib zusammenkampiert zu haben.“ Jetzt stemmte der Kleine empört seine Handrücken in die Hüften und meinte keck: „Sagen Sie mal, was erlauben Sie sich eigentlich?“ Mir blieb nichts anderes übrig, als ihn anzufahren: „Nun werde auch noch frech. War ich das denn oder Du?“ Der Anruf der Mutter ließ nicht lange auf sich warten. Weil ich aber Elternbesuche in den ersten acht Wochen für sinnlos halte, bat ich meine Sekretärin, die Frau ab-

zuwimmeln. Aber sie blieb hartnäckig und erschien schließlich einfach in der Schule. Meine höfliche Frage, was ich für sie tun könne, wurde zweifellos auch bei mir mit einem mulmigen Gefühl begleitet. Aber die ersten Worte der Mutter brachten schon die Erleichterung: „Wir waren so froh, unseren Sohn an Ihrer Schule zu haben, und nun höre ich, wie unverschämt der zu Ihnen war.“ Meine glückliche Antwort lautete: „Im Gegensatz zu Ihnen war ich ja dabei. Und wenn an dem besagten Tag einer unverschämt war, dann war das bestimmt nicht Ihr Sohn, sondern sein Lehrer.“ Die Mutter atmete nun ebenfalls erleichtert auf und sagte: „Gott sei Dank, dass Sie das so sehen, mein Sohn hat ja auch nichts gemerkt, aber mich haben schon vier andere Mütter angerufen.“

Die beiden anderen Zwillinge der Klasse haben mir noch manche Freude bereitet. Eines Tages beschwor der eine den anderen wiederholt zum Gedichtvortrag: „Melde Dich, Jakob, melde Dich!“ Als ich ein wenig gereizt fragte, was das solle, erklärte er: „Der Jakob kann heute das Gedicht genau so gut wie ich gestern.“ Auf meinen Einwand, das wisse Jakob ja wohl auch selber oder ob er dessen Vormund sei, erhielt ich die verblüffende Antwort: „Das nicht, aber ich bin der intelligentere von uns beiden, und wenn ich ihn nicht erinnere, vergisst er alles wieder.“ Nach der Stunde standen beide bei mir am Pult. Den Intelligenteren kannte ich ja nun, deshalb fragte ich, wer denn der Stärkere sei. Wer die Antwort gab, war natürlich klar: „Eigentlich der Jakob, er ist körperlich geschickter, aber in letzter Zeit ist es immer öfter unentschieden, nicht wahr?“ Jakob hatte bisher stumm daneben gestanden, jetzt nickte er nur und sagte trocken: „Dann weinen wir beide.“ – Sympathisch!

Der Intelligenterer war aus dem Biologie-Unterricht hinausgeflogen und stand vor der Tür, als ich zufällig die Treppe heraufkam. Als sein Klassenlehrer fragte ich: „Kennen wir uns?“ als es auch schon aus ihm herausprudelte: „Aber es war ganz ungerecht. Ich hatte nur zu Sebastian gesagt...“. „Da haben wir es doch schon!“ unterbrach ich ihn, „Du hast eben nichts zu sagen.“ Er verstand die Doppeldeutigkeit sofort und widersprach: „Das ist nicht wahr.“ Und als tue ihm jetzt sogar seine Biologie-Lehrerin leid, murmelte er vor sich hin: „Eigentlich schadet sie sich selber. Ich gab ihr immer die klügsten Antworten.“ –

In einem Text von Spoerl stand, im Leben sei es wie in der Algebra, je mehr Nullen hinter einem ständen, je größer sei die Macht. Prompt rief einer dazwischen: „Was ist, wenn man eine Null vor sich hat?“ Nach meiner Antwort: „Ich glaube, das ist ein schweres Schicksal“, drehte er sich zur Klasse um und rief: „Leute, in Bio sind wir mit einem schweren Schicksal geschlagen!“

Eines Tages maulte auch einer über meinen Unterricht, weil er bei dem behandelten Thema wohl die Hausaufgaben vorausahnte. Ärgerlich forderte ich ihn deshalb auf, die Stunde selbst zu übernehmen und drohte zugleich: „Wehe Dir, wenn Du nicht alle begeisterst.“ Ein Mitschüler kam ihm sofort zur Hilfe und empfahl – obwohl es November war – „Gib Hitzefrei!“ – Diese lebendige und oft schlagfertige Spontaneität macht aufgeweckte Jugendliche so erfrischend.

Unvergesslich bleibt mir eine Nikolausfeier im Internat. Nach getaner schwerer Arbeit erwartete ich von allen die versprochene Besserung, damit ich beruhigt und hoffnungsvoll wieder in meinen Himmel zurückkehren könne. Als Dankeschön hatte man mir eine Flasche Napoleon zgedacht, die ich mit den Worten entgegennahm: Das Geschenk zeuge wirklich von gutem Geschmack, denn geistliche Herren ernährten sich natürlich hauptsächlich auch von geistigen Getränken. Danach erbat ich mir noch arglos ein würdiges Abschiedslied. Wie groß aber war die allgemeine Gaudi, als einer spontan anstimmte: „Schnaps, das war sein letztes Wort, da trugen ihn die Englein fort!“

Am nächsten Morgen wurde ich von einem meiner Sextaner, der längst alles erzählt hatte, in der Klasse mit einem „Guten Morgen, Heiliger Mann“ begrüßt. Zu meiner Überraschung prustete sofort ein anderer los: „Sie und heilig!“ Meine Frage, ob er mir nichts Gutes zutraue, beantwortete er ausweichend: „Doch, aber wir kennen einen richtigen Heiligen, und der ist das genaue Gegenteil von Ihnen.“ Selbstverständlich nannten sie auch den Namen ihres frommen Religionslehrers. Daraufhin war ich jedoch auf die Unterscheidungsmerkmale neugierig. „Der flucht immer so vornehm.“ „Wie geht das?“ „Jungens, ihr wandelt auf gefährdeten Pfaden.“ „Fluche ich denn nicht vornehm?“ „Nee!“ „Was sage ich denn?“ „Halt die Klappe, trübe Tasse.“ – Ich konnte nicht widersprechen.

Die Vorweihnachtszeit nahte, meine neuen Sextaner hatten allmählich Zutrauen gefunden, einer stand nach der Stunde neben mir am Pult und meinte plötzlich bewundernd: „Oh, Assima!“ ich stutzte, hatte den Namen noch

nie gehört, guckte ihn fragend an, worauf er mich aufklärte, dass meine Tasche von Assima sei. Mein „na, und?“ beantwortete er lakonisch: „Nicht die billigste Firma!“ Daraufhin konnte ich nur erwidern: „Das ist ein Geschenk von meiner Frau, da kannst Du mal sehen, was ich ihr wert bin.“

Zwei Wochen später überraschte er mich mit der Frage: „Nun raten Sie mal, was ich meiner Mutter zu Weihnachten schenke!“ Achselzuckend konnte ich schließlich nicht ahnen, unfreiwillig ein kommerzieller Werbeträger geworden zu sein. Jedenfalls verkündete er wohl als Ausdruck seiner Verbundenheit mit mir strahlend: „Ein Portemonnaie von Assima!“ Sofort erinnerte ich mich: „Nicht die billigste Firma“, und meinte ein wenig enttäuscht: „Das Geld hast Du Dir doch sicher von Deiner Oma geben lassen?“ Zugleich aber erwachte der Pädagoge in mir und drängte mich, ein kleines wunderbares Erlebnis aus meinem letzten Ski-Urlaub zu erzählen. Ich hatte Nikole, eine kleine Berlinerin aus unserer Pension gefragt, womit sie ihren Papa denn Weihnachten beglücken wolle. Sie antwortete spontan: „Der kriegt von mir den Ring des Polykrates.“ Weil ich nicht glauben wollte, was ich ahnen konnte, gab ich mich dumm: „Was ist denn das für ein Ding?“ Sie guckte mich an: „Ik meene, Du bist een Deutschlehrer?“ „Aber Nikole, für mich ist das doch ein Kilometergedicht von Schiller.“ „Eben, und dat kriegt der von mir zu Weihnachten. Willste mal hören?“ Ich hatte auch vor Glück keine Wahl, aber wir mussten zweimal mit dem Lift auf den Grat fahren, bis sie fertig war. – Meine Erzählung schloss ich mit dem Wunschtraum: „Wenn ich Kinder hätte, müssten sie wie Nikole sein.“

Es dauerte nicht lange, da meldete mein kleiner Freund sich wieder bei mir: „Das Assima-Portemonnaie habe ich ja nun einmal, aber wissen Sie das Neueste? Ich überreiche es mit einem Gedicht!“ – Jetzt war auch für mich wirklich Weihnachten.

Datenschutz ist, wie gesagt, bei den Kindern ein völlig wirkungsloses Fremdwort oder, anders ausgedrückt, wenn ein neugieriger Lehrer fragt: „Wie verbringt Ihr Heiligabend?“ dann erfährt er aus überfließend sprudelnden Quellen ein unglaubliches Panoptikum an Möglichkeiten, die von besinnlicher Andacht bis zur ausgelassensten Party reichen. Als ich diese unvorstellbare Schockwelle hinter mir hatte, meinten die Kinder mit Recht: „Dürfen wir Sie denn jetzt auch einmal ausfragen?“ In der offenbar irrigen Annahme, dass wenigstens die Godesberger über meine Verhältnisse halbwegs Bescheid wüssten, fing ich also an: „Meine Frau ist ja im Altenheim und daher Weihnachten unabhkömmlich. Deshalb bin ich immer allein im Hochgebirge und gehe nachts zur Mitternachtsmette in eine kleine Bergkapelle.“ Das klang ungewollt wohl so traurig, dass anteilnehmende Gegenfragen unvermeidbar waren. „Dürfen wir Sie mal etwas ganz Persönliches fragen? Warum haben Sie denn so eine Alte geheiratet?“ Das unerwartete Missverständnis reizte mich zu einer launischen Antwort: „Wirke ich etwa unglücklich? Nein? Da könnt ihr also einmal sehen, wie sich ein Mann entfalten kann, wenn er seine Frau rechtzeitig im Altenheim hat.“ – In diesem Augenblick fuhr meine Frau mit ihrem Kombi auf den Schulhof. Ich hatte sie erwartet und musste ihr nun beim Ausladen behilflich sein. Ich beschwor schnell meine Klasse, für einige Minuten ruhig zu bleiben, weil ich eine Mar-

morplatte abholen müsse. Ohne größere Umstände bat ich meine Frau, mit mir einmal kurz in meine Sexta zu gehen. Die Schüler erhoben sich bei ihrem Anblick, und ich stellte sie als Frau Oberschulrätin vor, die gerne unseren Unterricht erleben wollte. Natürlich ließ mich keiner im Stich. Bereitwillig schnellten die Finger zum Gedichtvortrag hoch, und einer las seinen Aufsatz sogar mehrstimmig vor. Zum Schluss fragte ich dann noch einmal: „Wer ist die Dame?“ „Frau Oberschulrätin!“ Ich geleitete meine Frau zur Tür, flüsterte aber mit vorgehaltener Hand in die Klasse: „Nicht ganz, das ist die Frau aus dem Altenheim!“ Einer ließ es sich nicht nehmen, scharfsinnig zu schlussfolgern: „Ihre Frau!“ Während alle aufgestanden waren, gab ich meiner Frau einen flüchtigen Abschiedskuss und kehrte in die Klasse zurück. Alle hatten sich wieder gesetzt, aber einer blieb stehen. Er schaute mich fast böse an, und auf mein fragendes „Was ist?“ antwortete er nur missmutig: „Schöne Marmorplatte!“ und setzte sich. Ich musste wohl oder übel verlorenes Vertrauen zurückerobern.

Älteren Schülern war meine Frau dagegen bekannt, nicht nur weil sie bei allen Schulfesten mitwirkte, sondern vor allem, weil sie mich regelmäßig als Köchin in die Ski-Freizeiten begleitete und bei der Einführung des Sozialpraktikums vor der Oberstufe, den Eltern und dem größten Teil meiner natürlich auch neugierigen Kollegen ihre erste große Rede gehalten hatte. Die größte Belastung hatte ich ihr dabei fairerweise erspart, indem ich selbst mit meiner Klasse einen Wandertag unternahm. Sie hatte meine Bedingung dafür widerspruchslos und wohl ein wenig erleichtert angenommen, uns dafür mittags in ihrem Heim zu beköstigen. Meine Schüler standen auf-

merksam um uns herum, als ich sie fragte: „Na, wie war's?“ Nach ihrer Antwort: „Dein Freund sagte, bei meinen ersten Sätzen habe er meine Aufregung gespürt, danach sei ich jedoch gut in Fluss gekommen“, belehrte sie einer meiner geschulten Rhetoriker: „Merken Sie sich, Frau Eschweiler, der erste Satz muss sitzen.“ Unter Gelächter musste sie gestehen: „Was meinst Du, lieber Konrad, was ich heute morgen als Letztes von meinem Mann gehört habe!“ –

Als der 50. Geburtstag meiner Frau nahte, übte ich gerade mit meinen Quintanern die Versfüße der Metrik. Meinen beiden Besten ging das derart glatt über die Lippen, dass ich sie um ein Gedicht bat, dessen Stoff sie meiner Frau abringen sollten. Ich organisierte also eine Begegnung, bat meine Frau die beiden zu bewirten, weil ich ihnen diesen Besuch im Altenheim als Belohnung ihrer Leistungen zugedacht hätte. Abends war sie zwar von der Lebhaftigkeit der beiden unbekümmerten Frager sehr beeindruckt, hatte aber wohl weiter keinerlei Verdacht geschöpft. Meine beiden Dichter einigten sich dagegen, die Strophen ihres Werkes im Wechsel zu gestalten. Über das gemeinsame Endprodukt konnten wir alle nur glücklich sein.

*Zu Ehren von Eschis Frau
an ihrem 50. Geburtstag*

*Der Kishon rühmt sein Weib vergeblich,
was er da schreibt, ist unerheblich,
denn alle wissen ganz genau,
Der Eschi hat die beste Frau.*

*Ertönt um sechs des Weckers Schrei,
dann ist es mit der Ruh vorbei,
es muss die arme Hausfrau dann,
zum Frühstück machen wieder ran.*

*Jetzt wird zusammen gern gelesen,
was in der Weltgeschichte' gewesen,
von Marcos, Mitterand und Co.,
nebst Fußball live aus Mexiko.*

*Die Harmonie verfliegt um sieben,
der Eschi wird zur Schul' getrieben,
mit seinem rasenden Coupé,
das tut er jeder Vorschrift weh.*

*Tüchtig, fleißig, froh und heiter,
geht's im Haushalt emsig weiter.
Das DRK kann noch was warten,
erst müssen blitzen Haus und Garten.*

*Ohne die Mutter zu versorgen,
verlässt sie nie das Haus am Morgen,
mit sehr viel Schwung tritt sie sodann,
den Dienst im Altenheime an.*

*Das Altenheim in neuem Glanz,
es dominieren Spiel und Tanz,
die Alten werden wieder jung,
Frau Eschweiler gibt allen Schwung.*

*Was wär' das Ako ohne sie,
das Akofest gelänge nie,
die Patres wissen's ganz genau,
wir haben viel von unsrer Frau.*

*Ist Eschi da nicht eifersüchtig?
Ist ihm sein Eheweib zu tüchtig?
O, nein, in neunundzwanzig Jahren,
hat manche Wohltat er erfahren.*

*Wer legt die Sachen ihm bereit?
Wer reibt ihn ein zur Krankheitszeit?
Er spürt's vom Zeh bis zu den Ohren,
ohne sie wär' er verloren.*

*Es gibt wohl gar kein Urlaubsland,
wo Eschweilers noch unbekannt,
mit Wohnzelt und mit Caravan,
tritt man die Ferienreise an.*

*Zu Hause dann gibt's einen Geist,
nen Dichter, der Franz Kafka heißt,
nach ihm ist Eschi ganz verrückt,
was eine Frau nicht sehr beglückt.*

*Da ihr in arbeitsreichen Tagen,
hat oft gefehlt ein neuer Wagen,
den Mangel wird's nun nicht mehr geben.
Ein Polo wird ihn schnell beheben.*

*So soll's noch gehen lang und heiter,
der Eschi spricht nun für uns weiter,
drum lebet fleißig, treu und bieder,
in 50 Jahren komm'n wir wieder.*

Als mir vor dem 70. Geburtstag meiner Frau das Gedicht zufällig wieder in die Hände fiel, habe ich ernsthaft überlegt, die beiden Herren ausfindig zu machen und schon nach zwanzig Jahren zu einer Zwischenbilanz einzuladen, um gemeinsam zu vergleichen, was sich inzwischen verändert hat, vor allem aber wie vieles immer noch wie früher geblieben ist. Stattdessen habe ich es vorgezogen, meine Großnichte Nina das Gedicht vortragen zu lassen und die Bilanz selbst zu ziehen, zumal ich hoffe, dass die beiden in der Blüte ihrer Jahre damit ausgelastet sind, erfolgreich Karriere zu machen, eine Karriere allerdings, der sie nicht alles unterordnen, sondern bei der die Menschlichkeit immer oberstes Gebot bleiben muss. Wenn dieses Ziel gefährdet ist, sollte man besser seine Karriere über Bord werfen, um wirklich Mensch zu sein. Es ist zweifellos wichtiger, ein vernünftiger, sympathischer Hund zu werden, als um der Karriere willen menschlich auf den Hund zu kommen!

Ein Quintaner zeigt überzeugend den Weg.

Das Ende meiner Karriere als Filmhund

„Die ganze Szene noch einmal!“ schrie unser Regisseur. „Verdammt, das ist doch nichts, Tim, warum stotterst Du denn die ganze Zeit? Und Sie, Mister Carpenter, mehr Zunder dahinter! Denken Sie daran: Ihre Tochter ist spurlos verschwunden.“

Sie müssen aufgeregt sein!“ Und die Szene wurde wiederholt. Schon zum fünften Mal heute! War das ein anstrengender Job! Als dann dieser Teil des Films zu Ende gespielt war, kam mein großer Auftritt. Ich sollte die kleine Jenny aus einem reißenden Fluss holen. Das war natürlich nicht einfach. Das Mädchen war jedoch nur eine Puppe. Ich sah wenig Sinn darin, ein Stoff-Spielzeug zu retten, aber wenn ich eine große Karriere machen wollte, musste ich alles versuchen. Die Menschen haben schon komische Ideen!

Ich stand zitternd am Fluss, und schon sah ich die Puppe herantreiben. Ich musste jetzt springen! Doch mir fehlte einfach der Mut. So etwas dürfte einem Filmhund nicht passieren. „Komm, Stupsi, rappel Dich auf“, sagte ich zu mir. Doch beim Anblick des reißenden Flusses wurde mir übel. Da schrie der Regisseur: „Los, jetzt musst Du springen!“ Die Knie wurden mir ganz weich. Da resignierte ich vollends. Ich winselte nur leise und ging auf mein Körbchen zu, das neben einer großen Kamera stand. Sollte doch die blöde Puppe ertrinken! Von einer Karriere wollte ich nichts mehr wissen. Unser Boss schrie: „So etwas Lahmes und Ängstliches!“ Er raufte sich die Haare, „Und das will ein Star werden! Los, Roger, besorg mir einen neuen Hund!“ –

Das neue Opfer war ein Kerl namens Lassie. Er war ziemlich eingebildet. Doch von mir aus sollte er ruhig sein Leben für Puppen riskieren. Blöde Menschen!

Ein letztes Aufsatz-Beispiel soll nun zeigen, wie ein Elfjähriger eine literarische Vorlage nicht nur in ihrer Substanz versteht, sondern durch eine unglaubliche Schlusspointe noch zu überbieten vermag.

Der amerikanische Satiriker James Thurber beschreibt in seiner Erzählung „Das Einhorn im Garten“, wie ein Ehemann einen einzigartig beglückenden Morgenstart erwischt. Sein Hochgefühl steigert sich euphorisch zu einer traumhaften Wunderwelt, in der ihm sogar ein weißes Einhorn mit einem goldenen Horn auf der Stirn als Höhepunkt begegnet. Sein Versuch, das unbeschreibliche Glück mit seiner noch schlafenden Frau zu teilen, scheitert natürlich an der missmutigen Laune der unfreiwillig Erwachten, deren Zorn über die abgehobenen Spinnereien ihres Mannes zu guter Letzt in Hass umschlägt. Dem von ihr herbeigerufenen Psychiater erscheint jedoch der inzwischen ernüchterte Ehemann wesentlich unverdächtiger als seine hysterisch aufgeregte Ehefrau, die er deshalb in eine Anstalt einweist. Das Aufsatzthema lautete:

Wer anderen eine Grube gräbt, fällt selbst hinein.

Wir zogen mit einer Karawane durch die Wüste. Meine Frau und ich wohnten im dritten Wagen. Plötzlich mussten wir anhalten, weil der Leitwagen eine Panne hatte. Es war ein toller Morgen. Die Sonne stand noch hinter den Pyramiden. Ich kraxelte aus meinem Wagen, streckte mich und sog die heiße Luft ein. Aber was war das? Ich glaubte meinen Augen nicht zu trauen, denn ich sah einen Eisberg. Mit einem Satz hopste ich zu meiner Frau zurück, um sie zu wecken. Ich berichtete ihr stolz von dem Berg. Darauf leierte sie

böse: „Du spinnst!“ sodass ich jetzt launisch verdorben schrie: „Penn doch weiter!“ Ich ging zu dem Eisberg und leckte an ihm, um einen handfesten Beweis zu haben. Wieder lief ich zu meiner Frau, um sie mit einem eiskalten Kuss von meinem Glück zu überzeugen. Aber sie ging schnaufend zum Leitwagen, in dem unser Führer wohnte. Sie sagte empört: „Lassen Sie meinen Mann hier. Die Hitze hat ihm das Gehirn aufgeweicht, denn der sieht schon Geister!“. In dem Moment kam der Monteur und rief: „Wir können weiter!“ Als es losging, setzte der Führer meine Frau in der Wüste aus. Zu mir sagte er nur: „Ihre Frau muss hier bleiben, sie ist leider durchgedreht. Sie sieht noch nicht einmal den Eisberg.“

Von meiner Zielvorstellung her war ich immer ein Oberstufenlehrer und übernahm in jedem Jahr eine Unterprima, um sie im Fach Literaturwissenschaft ins Abitur zu führen. Die Substanz und Essenz dieses Unterrichts habe ich in meinem Buch „Die Sprachkunst großer deutscher Dichter“ zusammengefasst. Trotzdem wurde ich auch alle zwei Jahre Klassenlehrer einer neuen Sexta. Das entsprach meiner Überzeugung, dass der Unterstufenlehrer bereits wissen soll, worauf es ihm in der Oberstufe ankommt. Ich vermittelte also im Wesentlichen hier schon den Stoff, auf den ich später zurückkommen und auf dem ich aufbauen wollte.

Der Reiz, den die ehrliche und ungetrübte Unmittelbarkeit in der Unterstufe ausübt, bedeutet für einen dafür aufgeschlossenen Lehrer eine unversiegbare Quelle der Freude und die beglückende Teilhabe an einer grenzenlosen Fantasiewelt. Das allmähliche Bewusstwerden der

eigenständigen Geisteskraft mit der beginnenden Pubertät führt zunächst zum Verlust der Unmittelbarkeit und verführt oft zur Selbstüberschätzung. Es ist die Zeit des Hinterfragens, der aufbegehrenden Kritik, des Widerspruchs, der Konfrontation und der Konflikte. Vom Lehrer der Mittelstufe werden sichere Sachkenntnis, Durchsetzungsvermögen und Überzeugungskraft gefordert. Dagegen mündet die Oberstufe langsam in die Erwachsenenwelt ein. Schüler und Lehrer begegnen einander in Augenhöhe, erstreben im wahrsten Sinn des Wortes die Reife des Abiturs. Dass Abiturienten mit ihren glücklicherweise allmählich wieder abklingenden Abi-Gags noch einmal das Gegenteil beweisen wollten, mag ihnen als pubertären Rückfall in eine Modeerscheinung verziehen werden. Leider war das Ganze aber auch über anerkannte Originalität, Geschmacklosigkeiten bis hin zu ungewollter Kriminalität ausgefertigt. –

Der gute Pädagoge braucht die Ausgeglichenheit und Standfestigkeit seiner eigenen Persönlichkeit. Wenn er selbst weiß, was er will, wird er den Anforderungen aller drei Unterrichtsstufen gewachsen sein und gerecht werden. Es ist ein verhängnisvoller Irrtum der heutigen Pädagogik, „progressiv“ allen modischen Neuerungen hinterherzulaufen. Wie viele technische Eintagsfliegen, ohne die junge Lehrer scheinbar unterrichtsunfähig waren, sind längst wieder über Bord geworfen? Wie viele Verschlimmbesserungen zur „Demokratisierung“ der Schule sind nicht mehr rückgängig zu machen? Was sollen die überflüssigen Behördenerlasse über alles und die ständigen Konferenzen und Fortbildungen darüber? Der Unterricht findet im Klassenzimmer statt. Der gute Lehrer bildet sich fort, aber er braucht keine Fortbildung, der

schwache wird durch diese Beurlaubungen nicht nur nicht besser, sondern muss auch noch vertreten werden.

Dass Datenschutz in der Schule einfach lächerlich ist, wurde schon mehrfach veranschaulicht. Was soll es, wenn jeder von jedem weiß, wie er eine Klassenarbeit geschrieben hat, der Lehrer aber die Note nur in eine „streng vertraulich“ gehaltene Liste im Sekretariat eintragen darf? Ihm wird lediglich die Möglichkeit genommen, sich in einer Aufsichtsstunde durch den Vergleich aller Noten eines Schülers ein besseres Gesamtbild über ihn zu machen. Dasselbe gilt für das Verbot, den Beruf der Eltern ins Klassenbuch einzutragen. Dabei wäre doch die Kenntnis des sozialen Umfeldes gerade für einen Sprachlehrer besonders hilfreich. Der Hinweis, man könne die Personalakte ja im Sekretariat einsehen, wird durch den Aufwand, den der Lehrer bei den rund 150 Schülern, die er in der Regel betreut, erbringen müsste, bereits ad absurdum geführt. Meine in Elternpflegschaften immer wieder verkündete Überzeugung, dass die Pädagogik tot sei, wenn Juristen in sie eingriffen, möge ein einziges Beispiel beweisen: Für den Vater, der die schulischen Betrügereien seines Sohnes formal-juristisch verteidigt, statt dem Lehrer beizustehen, ist Erziehung ein Fremdwort. Dasselbe gilt für die schulisch ständig aufgelegte Mutter, die dagegen nicht sieht, dass ihr Sohn die vertrockneten Pausenbrote einer ganzen Woche in seiner Schultasche mit sich herumschleppt. Die pädagogische Mitwirkung der Eltern und Schüler muss sich in kompetenzbedingten Grenzen halten. Denn Erziehung bedeutet Höherführung und bedarf der Autorität. Antiautoritäre Erziehung ist ein Widerspruch in sich. Wer nach dem scheinbar kindbezogenen Motto einer „Liebchen-was-

willst-du-Ideologie“ das Leben treiben lässt, hat nicht nur kein Ziel, sondern auch keinen Standpunkt. Ihm fehlt selbst der eigenständige Charakter der Persönlichkeit, die nicht nur nach Goethe das höchste Glück der Erdenkinder ist. Deshalb müssen schulische Funktionsträger nach qualitativen Gesichtspunkten gewählt werden. Pflugschaftsvorsitzender wird nicht der selbstgefällige Wichtigtuer, für den die Wahl bereits der Höhepunkt ist, sondern der Elternteil, für den danach erst die eigentliche Arbeit beginnt. Diesen lässt man nach einigen Recherchen von einer vertrauenswürdigen Person vorschlagen und dann umgehend wählen. Unqualifizierte demokratische Abstimmungen gewährleisten dagegen nur den Misserfolg. Wie soll der Klassensprecher, der in Mathematik fünf steht, seinem Lehrer klarmachen, dass er zu viele Hausaufgaben aufgibt, wenn er selbst bereits mit der ersten überfordert ist? Der Klassenbuchführer muss nicht nur schön schreiben können, sondern auch gewissenhaft und höflich sein. Samstagmittags sollte das Klassenbuch für die Woche in Ordnung sein! Ich hatte deshalb meinem Amtsinhaber eingeschärft, bis dahin die nachlässigen Kollegen mindestens zweimal auf ihre Unterlassungssünden aufmerksam gemacht zu haben. Danach ahmten wir bedenkenlos ihre Unterschriftskürzel nach. Sollte sich der Säumige später künstlich über diese „Urkundenfälschung“ aufregen, antwortete ihm mein Klassenbuchführer betont ruhig mit dem vorbereiteten und einstudierten Satz: „Wer trotz zweimaliger höflicher Bitten immer noch nicht seine Pflicht tut, verliert das Recht zur Anklage.“ Da die Herkunft des Satzes wohl unzweifelhaft war, gelangte die Beschwerde meistens nicht einmal bis zu mir. Der pädagogische Erfolg war dagegen verblüffend.

Nun verlange ich ganz gewiss keine Narrenfreiheit für Lehrer und möchte auch mein persönliches Verhalten bewusst relativieren. Denn jeder Lehrer ist letztlich eine unverwechselbare Einzelpersönlichkeit und muss sein subjektives Denken und Handeln verantworten. Dass das manchmal eine Gratwanderung ist, bei der man auch etwas Glück braucht, soll nicht verschwiegen werden.

An einem sonnigen Tag vor den Osterferien wollte ich mich von meiner Klasse mit einer dramatischen Schilderung von Alexanders Indienzug verabschieden. Doch bei jeder Schlacht unterbrach mich ein Schüler und rief: „Blut! Ich kann doch kein Blut sehen. Und dieses furchtbare Gemetzel! Ich bin Kriegsgegner. Das ist zuviel für meine Nerven.“ Beim ersten Mal erntete er sein erwartetes Gelächter, doch dann wiederholte es sich und wurde schließlich zur störenden Unerträglichkeit. Der allmählich in mir zunehmende Ärger beeinträchtigte einerseits meine Erzähllust, steigerte aber auch andererseits meine Entschlossenheit, den Spuk zu beenden. Kaum hatte er das nächste Mal „Blut!“ geschrien, donnerte ihm schon mein lautstarkes „Raus!“ entgegen, und da er sofort den Ernst erkannte, suchte er so schnell wie möglich ungefährdet an mir vorbei und hinauszukommen, steckte aber noch einmal den Kopf zur Tür herein und rief: „Das ist ungerecht! Eben habe ich ganze Sätze gesprochen und durfte drin bleiben, jetzt war es nur ein einziges Wort, und ich fliege deswegen raus.“ „Das war genau der Tropfen, der das Fass zum Überlaufen brachte!“ brüllte nun auch ich. Da schlug er vor Wut mit einem gewaltigen Knall die Tür zu. Im selben Augenblick war ich draußen, und er lief mir voll in den Schlag, nach dem er einige

Meter über den frisch gebohnerten Flurboden rutschte. Obwohl die Klasse zu mir hielt und bestätigte, dass er mich wirklich bis zur Weißglut gereizt hatte, war ich froh, vom Pausengong erlöst zu werden, weil mir inzwischen alle Erzähllaune vergangen war.

Nicht weil ich kein Befürworter der Prügelstrafe bin, sondern weil ich den Jungen so furchtbar erwischt hatte, quälte mich mein Gewissen. Deshalb versuchte ich nach der zweiten großen Pause die eventuell schlimmen Folgen wenigstens einmal in Augenschein zu nehmen. Natürlich sah er mich sofort und wusste auch, weil ich ihn ja eigentlich gern mochte, warum ich plötzlich im naturwissenschaftlichen Trakt auftauchte. Unglaublich erleichtert bemerkte ich nicht die geringsten Spuren in seinem Gesicht. „Na, wieder normal?“ fragte ich. Er bejahte und stellte gleich die Gegenfrage: „Sie auch?“ „Werd’ bloß nicht wieder frech“, sagte ich, „aber dann können wir uns ja wenigstens frohe Osterferien wünschen.“ Natürlich ergriff er sofort die angebotene Hand, und als ich ging, lief er mir hinterher, legte sein Händchen auf meinen Unterarm und meinte verschmitzt: „Übrigens, das schöne Wetter macht leicht aggressiv.“ Ich antwortete nicht mehr, wollte auch nicht. Schließlich waren wir ja wieder versöhnt! Ich und der verdammt nette Kerl!

Juristisch wäre dieser Vorfall mit einem Bußgeld von 1025,- DM wegen Selbstjustiz geahndet worden. Pädagogisch war es ein vielleicht sogar notwendiger, sicher aber ein berechtigter und erfolgreicher Befreiungsschlag, der letztlich mehr verband als trennte.

Nun ist es nicht so, dass Lehrer nicht auch von Schülern lernen können und müssen. Er war zwar ein bewun-

dernswerter Kalligraph, aber sprachlich nicht gerade besonders auffällig, ein im Deutschen mittelmäßiger Aspirant der Mittelstufe. Er stand mutig in der Tür, als ich die Klasse verließ und raunte mir unmissverständlich zu: „Sie sind eigentlich ein ganz ungerechter Lehrer.“ Empört machte ich sofort Halt und giftete ihn an: „Männlein, mit dieser Unverschämtheit triffst du meinen Lebensnerv. Entweder wirst Du Dich umgehend dafür entschuldigen oder Du trittst den Beweis für Deine ungeheuerliche Behauptung an.“ Zu meiner großen Überraschung entschied er sich offenbar selbstsicher für den Beweis. Und dann legte er los: „Sie machen den Stefan immer so fertig, dass er schon geweint hat, wenn Sie aus der Klasse sind.“ Nun war Stefan der unangefochtene Primus, provozierte mich allerdings bei jeder Gelegenheit. „Nach Deiner Meinung darf sich also ein Schüler alles erlauben, aber ein Lehrer sich nicht dagegen wehren?“ fragte ich. „Ich gebe ja zu, dass er immer anfängt. Aber wenn er dann merkt, dass er nicht gegen Sie ankommt, wird er rot und beginnt zu stottern. Und dann werden Sie gemein.“ „Und wie geht das?“ fragte ich. „Sie sehen das nämlich genau wie wir. Und dann sagen Sie: >Stottere ruhig langsam. Ich helfe Dir schon das Prädikat zu finden. <“ – Natürlich hörte ich sofort meine eigenen Worte und hielt sie im selben Augenblick sogar selbst für den sarkastischen Ausdruck gönnerhafter Überlegenheit. Selten habe ich mich von und vor einem Schüler derart beschämt gefühlt.

Auf meinem Nach-Hause-Weg wurde ich den Vorwurf des beeindruckend mutigen Jungen nicht mehr los. Er hatte sich selbstlos für den besten Schüler seiner Klasse eingesetzt, ohne dafür auch nur den geringsten Nutzen

für sich erwarten zu können! Das war frühreifer Charakter, die Voraussetzung für eine wirkliche Persönlichkeit!

Heute ist Martin ein anerkannter Maler. Bei der Verleihung des Max-Ernst-Preises der Stadt Brühl ging er nach der Laudatio ans Rednerpult, um sich zu bedanken. Er hatte mich dazu eingeladen. Staunend musste ich ihm nach der Betrachtung seiner Bilder das Kompliment machen: „Martin, Du bist ja ein wirklicher Künstler geworden.“ Nun stand er vor seinem Publikum und fragte mit gespielter Verlegenheit: „Was soll ich Ihnen sagen? Im Deutschen war ich nie besonders gut, und nun sitzt auch noch mein Deutschlehrer unter Ihnen. Wissen Sie was? Was ich Ihnen sagen will, habe ich Ihnen gemalt.“ – Mit diesen Worten verließ er unter dem besonders herzlichen Beifall des Auditoriums das Rednerpult. Wie sehr ich allerdings das schätze, was er zu sagen hat, beweisen allein schon seine Bilder auf meinen ersten zwei Büchern.

Mein schulisches Erlebnis mit ihm habe ich nie mehr vergessen. Es hat mich sogar verändert, denn seither habe ich in jeder neuen Klasse zuerst darauf hingewiesen, dass ich niemals einen Schüler verletzen wolle, sondern meine Aufgabe ausschließlich darin sehe, seiner Entwicklung zu einer eigenständigen Persönlichkeit zu dienen.

Guy de Maupassant hat einmal gesagt: „Es sind die Begegnungen mit Menschen, die das Leben lebenswert machen.“ Für den aufgeschlossenen Lehrer ist das Musik in seinen Ohren, denn sein Beruf öffnet ihm einen grenzenlosen Horizont menschlicher Begegnungen und eine Vielfalt an Möglichkeiten. In dem kleinen Führer durch

das neue Kolumba-Museum in Köln findet sich der Satz: Der „Aufstieg zu Gott“ sei belastet von der „Dunkelheit des Wissens, der Erfahrung des Zweifels und der Kälte trostloser Nächte“. Bei allem Respekt vor diesem Weg sollte man ihm auch unbedingt die Alternative entgegenhalten: Der Aufstieg zu Gott führt durch das Licht des Wissens, die Erfahrung des Erhabenen und der Erfurcht und das tröstende Geheimnis einer sternklaren Mondnacht. Nur wer das Ganze im Auge behält, verirrt sich nicht, und ich denke, dass gerade unsere Zeit Grund zur Freude und Dankbarkeit hat.